Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 35 (1993)

Nachruf: Totentafel

Autor: Kästli, Hans / Bühlmann, Berni / Arquint, Jachen Curdin

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

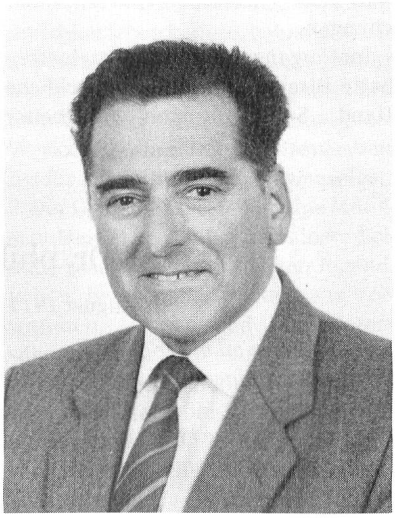
Totentafel

Leo Artur Nicolay

Am 16. April 1991 wurde Leo Artur Nicolay unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung zu Grabe getragen. Mit ihm ist ein Mann von dieser Welt abberufen worden, der sich mit grosser Hingabe für die Belange der Elektrizitätswirtschaft eingesetzt hat.

Der in Bergün geborene und aufgewachsene Leo Artur Nicolay erwarb an der Bündner Kantonsschule das Handelsdiplom. Nach Studien in Neuenburg und an der Universität von Florenz trat er, mit der Übernahme der administrativen Leitung des Elektrizitätswerkes Bergün, schon früh in den Dienst der Elektrizitätswirtschaft. Ihr sollte er bis an sein Lebensende treu bleiben. Am 1. Februar 1960 wechselte er zu den Kraftwerken Hinterrhein AG nach Thusis, deren Kraftwerksanlagen damals mitten in der Bauphase standen. Dort fiel ihm anfänglich u. a. die Aufgabe zu, den Bodenerwerb durchzuführen und für die verschiedensten Bedürfnisse Durchleitungsrechte zu erwerben. Dieser Aufgabe widmete er sich mit besonderer Hingabe. Sein Verhandlungsgeschick und seine Sachkenntnisse, gepaart mit Volksverbundenheit und Einfühlungsvermögen, führten immer wieder zu guten und einvernehmlichen Lösungen.

Im Jahre 1974 wurde Leo Artur Nicolay in die Geschäftsleitung der AG Bündner Kraftwerke nach Klosters berufen. Dank seiner soliden Ausbildung und der ihm eigenen Beharrlichkeit leitete er die Geschicke der BK mit Umsicht und viel persönlichem Engagement bis zu seinem Tode. Eine seiner beruflichen Zielsetzungen bestand darin, die Erneuerung der im Jahre 2001 ablaufenden Wasserrechtskonzessionen der Prättigauer Kraftwerke



zu erwirken oder zumindest wichtige Vorentscheide in dieser Sache herbeizuführen.

Ein besonderes Anliegen war ihm, den Dialog mit der zunehmend kritischer reagierenden Öffentlichkeit zu suchen. Er hat sich deshalb auch in verschiedenen Verbänden und Organisationen engagiert. So war er während neun Jahren Vorstandsmitglied des Verbandes Schweizerischer Elektrizitätswerke und Mitgründer der Vereinigung Bündner Elektrizitätswerke, deren Präsident er bis zu seinem Ableben war.

Dem freisinnigen Gedankengut verpflichtet, leistete er auch in der kommunalen und kantonalen Politik in verschiedenen Ämtern bedeutungsvolle Arbeit. Noch im Herbst 1990 wählten ihn die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger der Gemeinde Klosters-Serneus mit einem Glanzresultat in den Gemeindevorstand. Leider war es ihm nur noch kurze Zeit gegönnt, sein Amt als Finanzchef, auf welches er sich sichtlich freute, zu bekleiden.

Der Verstorbene fand jedoch auch immer wieder Zeit, sich für kulturelle Belange einzusetzen. Insbesondere war ihm das Gedeihen der «Pro Bravuogn» und die Realisierung eines Museums in seiner geliebten Heimatgemeinde Bergün ein wichtiges Anliegen.

Mit Leo Artur Nicolay hat uns ein Bündner, ein Romane und vor allem ein Freund für immer verlassen. Wir danken ihm über den Tod hinaus für alles, was er uns gegeben hat. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Hans Kästli

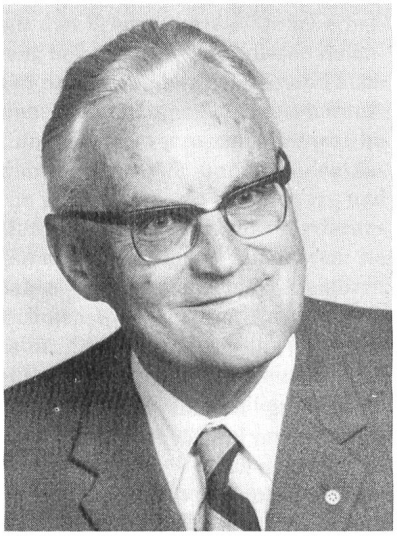
a. RhB Dir. Dr. Paul Buchli

Am 24. Oktober 1991 starb in Chur im Alter von 87 Jahren Dr. Paul Buchli, Direktor der RhB von 1949 bis 1970.

Der Verstorbene, Bürger von Versam, wo er seine Jugendzeit verbrachte, besuchte die Verkehrsschule St. Gallen. Anschliessend folgte die Beamtenlehre bei der PTT. Damit wurde ihm das Hochschulstudium ermöglicht. Er studierte in Zürich, Paris und Bern Rechtswissenschaft und wurde 1931 in Bern zum Dr. iur. promoviert.

Als Leiter des Verkehrsvereins Flims wurden ihm zunächst verschiedene Aufgaben der Gemeinde, des Kreises und des Sports übertragen.

Ab 1935 war Dr. Buchli in der Bundesverwaltung in Stellung, wo ihm die



Führung der Sektion Tourismus im Post- und Eisenbahndepartement oblag. Vor allem leitete er die Vorarbeiten zur Gründung der Schweiz. Verkehrszentrale wie auch zur Revision des Eidg. Verkehrsgesetzes.

1949 wurde Dr. Buchli als Nachfolger von Dr. Erhard Branger zum Direktor der Rhätischen Bahn gewählt. Durch die Mitarbeit in den Organen des Verbandes Schweizerischer Transportunternehmungen wie durch Gespräche mit Bündner Parlamentariern nahm er segensreichen Einfluss auf die Gestaltung des neuen eidgenössischen Eisenbahngesetzes. Es ging vor allem um die Abgeltung gemeinwirtschaftlicher Leistungen der Privatbahnen, Tarifannäherung (Einführung des Tarifs für Einheimische) sowie um die im Gesetz vorgesehene technische Erneuerung der Privatbahnen.

Infolge Rezession und der Kriegswirren kam die technische Entwicklung der Bündner Staatsbahn in den 30er und 40er Jahren sozusagen zum Stillstand. Mit dem Inkrafttreten des neuen Eisenbahngesetzes in den 50er Jahren wurde unter Regie von Dir. Buchli die grosse technische Erneuerungsaktion gestartet. Es begann mit dem Bau des Streckenblocks im Prättigau. Diese Einrichtung verhindert signalmässig, dass gleichzeitig zwei Züge dieselbe Blockstrecke befahren. Nächster Schritt war der automatische Zugbetrieb mit den Überwachungs- und Befehlzentren. Gleichzeitig wurden moderne, komfortable und leichtere Personenwagen sowie schnellere Lokomotiven angeschafft und altes Rollmaterial sukzessive ausrangiert. Damit konnte die Zugsgeschwindigkeit von 65 auf 90 km/h erhöht werden, was sich auf den Fahrplan sehr vorteilhaft auswirkte. Trotz erhöhter Zugsgeschwindigkeit brachten die erwähnten Investitionen noch grössere Sicherheit im Zugsbetrieb, dazu eine kräftige Verkehrssteigerung und dem Betriebspersonal Vereinfachungen.

Im Umgang mit seinen Mitarbeitern hatte Direktor Buchli eine glückliche Hand. Seine direkten Mitarbeiter schätzten das Vertrauen, und, wenn ihnen etwa ein Lapsus unterlief, seine Nachsicht. Die Sorge um genügend und qualifiziertes Personal wurde zufolge des allgemeinen Wirtschaftswachstums in der Nachkriegszeit immer grösser. So konnten gewisse Spannungen zwischen Direktor und Personalvertreter nicht ausbleiben. Doch konnte sich das Personal immer wieder von der Objektivität und Gradlinigkeit von Dr. Buchli überzeugen.

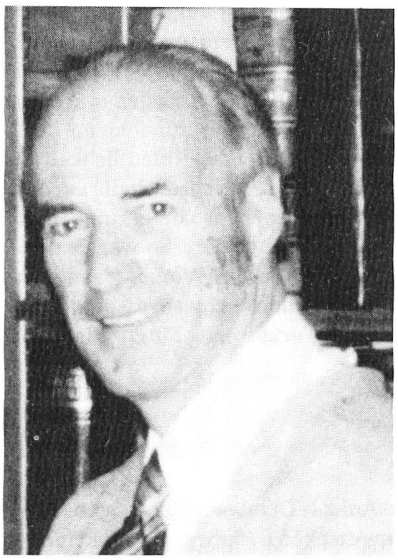
Dr. Paul Buchli hat sich als Bahndirektor zum Wohl der RhB und der bündnerischen Wirtschaft bleibende Verdienste erworben.

Berni Bühlmann

Dr. phil. Jon Pult

3. August 1911 – 31. Oktober 1991

Y consiento en mi morir
con voluntad placentera
clara y pura
que querer hombre vivir
cuando Dios quiere que muera
es locura



Diese Verse des spanischen Dichters Jorge Manrique, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, kamen mir in den Sinn, als ich von seinen Söhnen erfuhr, dass Jon Pult in seinem Haus in Sent in der Nacht vom 31. auf den 1. November ruhig verstorben sei. Die sechs Verse von Jorge Manrique sind der Beginn einer poetischen Reflexion über den Tod seines Vaters und über den Tod als Realität im menschlichen Leben. Deutsch könnten sie – gemäss Golo Mann – wie folgt wiedergegeben werden:

Ich stimme ein in meinen Tod
mit meinem reinsten Willen:
wollte der Mensch noch leben,
wenn Gott es anders beschloss,
Wahnsinn wäre es.

Auf diese Art, in einer Art, welche dieser Einstimmung auf die Realität des Todes nahekommt, konnte Jon Pult von dieser Welt Abschied nehmen, nach langen Jahren erfüllender Tätigkeit und nach einer Wegstrecke, die ihn auf herbe Art und Weise mit der Vergänglichkeit des menschlichen Daseins auf Erden konfrontierte.

Die zwei Wegstrecken, die sich in seinem äusseren Lebenslauf nachzeichnen lassen, scheinen seine Wesenszüge zu widerspiegeln. Auf der einen Seite, die vita activa, das Teilhaben am Leben, die Präsenz, das unternehmungsfreudige Sammeln und Weitergeben von Erfahrungen. Auf der

anderen Seite die vita contemplativa, das Abstandnehmen, die Reflexion, die Wahrnehmung von Grenzen. Beiden Seiten seines Wesens gab er auf eine Art Ausdruck, die man als zurückhaltend bezeichnen könnte. Auch seine besten Freunde spürten, dass er – bei all seinem Engagement und seiner Herzlichkeit – immer das bewahrte, was man als innerste, persönliche und private Sphäre bezeichnen könnte. Dieses sein Verhalten vermittelte einem den Eindruck einer aristokratisch-vornehmen, signorilen Zurückhaltung.

Auf solche Art wurde seine Persönlichkeit auch erlebt und geschätzt – je nach den Kontakten – in seiner Heimatgemeinde Sent, im Engadin, in ganz Romanischbünden, in den schulischen Gremien unseres Kantons, in kulturellen und literarischen Kreisen unseres Landes und von nicht wenigen Vertretern des Auslands.

Die verschiedensten Faktoren formten die Persönlichkeit Jon Pults, so wie wir sie schätzten. Wir versuchen, einige kurz zu umreissen.

Jon Pult wurde drei Jahre vor Ausbruch des ersten Weltkriegs in St. Gallen geboren. Die Tatsache, dass er einer Auswandererfamilie angehörte, prägte sein Wesen sicher ebenso sehr wie die berufliche Tätigkeit seines Vaters, der nur zwei Jahre vor der Geburt des einzigen Sohnes zum Redaktor des romanischen Idiotikons (so nannte man in diesen Jahren das Dicziunari Rumantsch Grischun, das sich heute mit acht stolzen Bänden neben die anderen drei nationalen Wörterbücher stellt) berufen worden war. So wurde Jon Pult von seiner frühesten Jugend an mit einer Beziehung zur Heimatgemeinde und zum Heimattal konfrontiert, welche durch den Abstand die herbe Realität des Details mildert und welche den Blick nicht durch überkritische Nähe verhärtet. Diese von Grund auf freundliche und positive Betrachtungsweise wurde beim Vater von Jon Pult, bei Dr. Chasper Pult, aufgrund der damaligen Intonation der Forschung in der romanischen Philologie noch verstärkt. Auch für Jon Pult wurde die eigene Dorfgemeinde, das eigene Tal, ja ganz Romanischbünden so zu einer Art Zuhause, in dem er sich heimisch fühlen konnte. Dieses Grundgefühl bildete wohl die Basis für das Wohlwollen und für die Verbundenheit, welche Jon Pult Zeit seines Lebens für die Rumantschia empfand, auch wenn er sich über die Schwächen der Romanen keinen Illusionen hingab.

Das Redaktionsbüro des Dicziunari Rumantsch Grischun befand sich in der Wohnung der Familie Pult in St. Gallen, so dass Jon Pult als Kind, als Primarschüler und Gymnasiast die Arbeit seines Vaters von nah beobachten und miterleben konnte, beinahe so wie ein Bauern- oder Handwerkerssohn die Arbeit seines Vaters begleitet und damit jeden Handgriff und jedes Werkzeug kennt. Der Berufsentscheid fiel für Jon Pult so beinahe von selbst.

Der Gymnasiast erlebte seine Mittelschulzeit in St. Gallen aus einem beinahe geschlossenen Kreis von Jugendlichen, bestehend vor allem aus Verwandten, Vettern und Emigrantensöhnen, einer Art stark erweiterter Familie. Neben diesem Kreis, der von der Lebensweise der Auswanderer gekennzeichnet war, spielte für den jungen Jon Pult auch die Zofingia eine grosse Rolle, da diese Studentenverbindung auch in der Mittelschule durch eine Sektion vertreten war. Man kann sich vorstellen, dass Jon Pult dort sein rhetorisches Talent entdeckte und dass er es in diesem Kreis ausfeilen und pflegen konnte. Auf jeden Fall trifft es sich so, dass man ihn in Zürich während der Studienzeit immer wieder zum Sprecher und zum Redner der Romanisten erkürt.

Von zuhause aus interessiert gibt er sich mit Freude dem Studium der Romanistik hin. Seine Zürcher Semester ergänzt er durch Studien in Genf und in Paris. Mit seiner Dissertation über die Bezeichnungen für Gletscher und Lawine in den Alpen bringt er sein lebhaftes Interesse für die Erforschung der alpinen Welt zum Ausdruck. Dies meinte er ab und zu. Man könnte aber auch einen Schritt weiter gehen und festhalten, dass dieses Thema ihm die Möglichkeit bot, tief in die Vergangenheit hineinzublicken, ähnlich wie dies Peider Lansel tat, der es liebte, der Vergangenheit Tiefe zu geben und vom laint festinar dal temp zu sprechen, von langsamen Eilen der Zeit, ähnlich auch wie sein Vater Chasper Pult, der vom vegl nos S-chalambert, von unserem alten S-chalambert spricht, welcher nicht müde werde, von der fernen Vergangenheit zu erzählen.

Nach Absolvierung des Staatsexamens in Französisch und Italienisch macht Jon Pult seine ersten Erfahrungen als Mittelschullehrer für Französisch und Italienisch in Aarau, in Küsnacht, in Zuoz und in Samedan. Von anfang an ergibt sich der Kontakt mit dem Romanischen wie von selbst. Seine Dienste im Interesse des Romanischen sind gesucht.

In der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg, vor allem aber auch während dessen Verlauf, wird vielen immer bewusster, welche – konstruktive und destruktive – Macht vom Wort ausgehen kann, wenn man den Rundfunk einsetzt. Jon Pult ist einer der ersten, der es als wichtig erachtet, das neue Medium zugunsten des Romanischen einzusetzen. Nach der Zeit des Aktivdienstes arbeitet er von 1946 bis 1950 als Betreuer der Bibliothek der Chesa Planta in Samedan in halber Stelle, und während acht Jahren, von 1946 bis 1954, als Sekretär der Lia Rumantscha. Zur gleichen Zeit ist er für die «Chronik aus Romanisch Bünden» verantwortlich, Radiobeiträge, die ein sehr gutes Echo finden und die aus heutiger Sicht als wertvolles und aufschlussreiches Dokument zu jener Zeitspanne zu betrachten sind.

Die Aufgaben, welchen sich Jon Pult in dieser Zeit stellte, waren vielfältig. Seine Gaben, Mut zu machen, zu animieren, über den Dingen zu stehen, zu vermitteln, zu schlichten und zu besänftigen sind ihm und den Romanen eine Hilfe. Die Gegensätze und die Auseinandersetzungen – sei dies im konfessionellen oder im sprachlich-kulturellen Bereich – waren zu jener Zeit stark personifiziert und wurden hart auf hart ausgetragen. In diesen Jahren fand Jon Pult das Vertrauen der älteren kulturschaffenden Generation. Gleichzeitig gelang es ihm, eine Basis für die Zusammenarbeit mit Vertretern seiner Generation zu finden, den Jungen Mut zu machen und ihnen die nötige Zuversicht zu geben.

Besonders zwei jungen Engadinern, die damals im Begriff waren, ihr Schreibtalent zu entdecken, vermochte er den Weg zu ebnen, Andri Peer und Cla Biert. Und er begleitete und unterstützte ihr Schaffen von da an mit Tatkraft, Wohlwollen und Sympathie.

Als Referent war er gefragt. Durch sein Auftreten, durch seine ruhige und doch engagierte Art, durch seine zurückhaltende und doch temperamentvolle Vortragsweise, durch sein analytisches und aufgrund sorgfältig gewählter Beispiele trotzdem konkretes Vorgehen, durch seine Formulierungen, welchen er – je nach Gewichtung, die er der Sache beimass – auch die Form von Appellen oder Slogans zu geben verstand, durch den gekonnten Einsatz dieser Register war er imstande, seinen Vorträgen immer wieder den Reiz des Festlichen und dem ganzen Anlass einen eigenen Charme zu verleihen.

In diesen Jahren hilft er auch, den Weg für die Herausgabe des engadinerromanischen romanisch-deutschen Wörterbuchs zu ebnen, welches später durch Oscar Peer redigiert wurde. Er redigiert den Probebuchstaben F und legt Wert darauf, dass Abkürzungen mit Mass eingesetzt werden, damit die Lesbarkeit des neuen Wörterbuchs gewährleistet sei. Die Arbeit am Romanischen und zugunsten des Romanischen erfüllt ihn und sagt ihm zu, doch – wie könnte dies anders sein – sie bereitet ihm auch Sorgen und Enttäuschungen. Dies hält er jedenfalls im Jahr 1986 in schriftlichen Notizen fest, zu einer Zeit, als seine Schrift bereits vom Morbus Parkinson gezeichnet war, und fügt gleich hinzu, von Zeit zu Zeit habe ihn die Aufgabe über Gebühr belastet. Als glückliches Gegengewicht empfand er die schönen Erfahrungen, welche er mit Nichtromanen machen durfte, die sich für das Romanische interessierten und die Sprache erlernten.

Im Jahr 1948 heiratete Jon Pult die Pianistin Beatrice Menzel. Der intensive Kontakt, den er über seine Lebensgefährtin mit der Welt der Musik pflegen konnte, übte zweifellos gesamthaft einen markanten Einfluss auf die Art seiner Beziehung zum kulturellen Schaffen aus.

Im Jahr 1954 meldet sich Jon Pult für eine Lehrstelle für Französisch und Italienisch an der Bündner Kantonsschule und wird gewählt.

Es wäre müssig, sich zu fragen, welche der beiden Tätigkeiten ihm von diesem Zeitpunkt an näher lagen, die Arbeit als Mittelschullehrer oder die Arbeit in den verschiedenen und zahlreichen kulturellen Gremien.

Zunächst nimmt er mit der Schule neuen Kontakt auf. Die Schülerinnen und Schüler schätzen seine sprachliche Kompetenz und Gewandtheit, seine Gabe, den Unterricht zu aktualisieren, seine Fähigkeit, den Kern eines sprachlichen oder kulturellen Phänomens in einer kurzen einprägsamen Formel zusammenzufassen. Die Lehrerinnen und Lehrer anerkennen ihn als ausgewiesenen Romanisten und als umgänglichen Kollegen, der es versteht, die direkte Konfrontation zu vermeiden, wenn dies nicht nötig ist, der sich aber nicht scheut, mit Kraft und Ausdauer zu kämpfen, wenn es darum geht, die Präsenz des Romanischen in der Schule zu verstärken. Wenige Jahre nach seiner Wahl, als Prof. Tönjachen pensioniert wurde, hatte er, neben dem Pensum in Französisch und Italienisch auch einen Teil des Unterrichts in Engadinerromanisch übernommen. Seit dem Jahr 1962, als das Bündner Lehrerseminar von der Kantonsschule getrennt wurde, übernahm er allein die Verantwortung für die Schulung der zukünftigen Volksschullehrer im Engadineridiom. Er nahm diese Aufgabe nicht lediglich von der Lehrerperspektive her wahr, sondern und vor allem auch aus seiner Erfahrung in den verschiedensten anderen Funktionen. Der Aktualität des politisch-kulturellen Lebens der Rumantschia mass er in seinem Unterricht grosses Gewicht bei. Und dieser seiner Betrachtungsweise blieb der Erfolg nicht versagt.

Die Kontakte, die Jon Pult über seine Tätigkeit in verschiedenen schweizerischen kulturellen Gremien pflegen konnte, gaben ihm die Möglichkeit, während Jahren so etwas wie der Botschafter der Romanen zu sein. Und diese Aufgabe nahm er mit Auszeichnung wahr, so als Mitglied und als Präsident der Programmkommission des Radios und Fernsehens der deutschen und rätoromanischen Schweiz, als Mitglied des Stiftungsrats der Pro Helvetia, als Vizepräsident des Schweizerischen Schriftstellervereins und als Lehrbeauftragter für rätoromanische Literatur an der Universität Zürich und an der Handelshochschule St. Gallen. In den bündnerischen Gremien, als Mitglied der Giunta der Cumünanza radio e televisiun rumantscha, als Vizepräsident der Società Retorumantscha, konnte er immer wieder von seinem reichen Erfahrungsschatz aus der Tätigkeit in den schweizerischen Gremien profitieren. Seine Arbeit in den kulturellen Gremien war vom gleichen Ethos getragen wie seine Tätigkeit als Lehrer. Es ging ihm darum, Verständnis für die andere Kultur zu wecken, die wertvollen Eigenheiten zu zeigen, aber dabei die Augen für die Schwächen nicht zu verschliessen, und in allem dafür einzustehen, dass jede Sprache und Kultur angehört und vertreten sei. Im Kreis der Romanen selbst war er immer wieder und immer von neuem bestrebt, seinen Beitrag zu leisten, damit die Gegensätze zugunsten der Einheit überwunden würden. Es ist bezeichnend für ihn und für seine Arbeit, dass er mit dem Radiopreis der Cumünanza Radio Rumantsch ausgezeichnet wurde, mit dem Preis, das den Namen jenes Mediums trägt, das Jon Pult sehr am Herzen lag und welches seit den fünfziger Jahren als starker Mittler zwischen den verschiedenen romanischen Talschaften fungierte.

Mit der Wahl seines Dissertationsthemas hatte Jon Pult gezeigt, dass in ihm bereits in jungen Jahren der Sinn für den langen Atem der Zeit wach wurde. Ganz ähnlich war sein Empfinden auch dem Raum gegenüber. Er hatte Sinn für die Weite des Lebensraums. Bereits in jungen Jahren war er ein begeisterter Wanderer, dem es zusagte, Dörfer und Täler wandernd zu entdecken, auf Bergtouren neue Perspektiven zu geniessen. So sagte ihm auch das Reisen zu, vor allem das Reisen mit der Eisenbahn. Und er konnte begeisternd erzählen, von Reiseplänen und von Reisen, die er erlebt hatte, etwa von der Reise dem Fluss des Inn nach bis ans Schwarze Meer

oder von der Reise mit der transsibirischen Eisenbahn.

Als Reise empfand er auch die Geschichte des Romanischen, als Reise durch die Zeit. Anlässlich des Jubiläums zum fünfzigjährigen Bestehen der Lia Rumantscha sprach er denn auch vom romanischen Epos. Beim Betrachten dieser epischen Reise fühlt sich Jon Pult als Mitbeteiligter. Mit jeder Faser seines Wesens nimmt er teil. Er freut sich, er gewinnt Vertrauen und formuliert einen Slogan «Rumantsch grischun dat forza ed uniun», er spürt Skepsis, er hat Zweifel und stellt sich Fragen. Im ganzen herrscht aber bei ihm Hoffnung vor, Hoffnung vor allem auf die Erneuerungskraft der Jungen.

So nahm er am Schicksal des Romanischen teil, auch nachdem er sich vom tätigen Leben zurückgezogen hatte, auch während jener Wegstrekke, die zunehmend durch die Parkinson'sche Krankheit gezeichnet war. Er nimmt teil, solange dies ihm möglich ist. Es wird für viele bewegend gewesen sein, ihn noch im vergangenen August an der Scuntrada in Laax begegnet zu sein. Seine Art und sein Wesen, in welchen immer eine Spur sensibler Lebensweisheit mitschwang, wird uns in Erinnerung bleiben, ähnlich wie in einer jener vielen Hausinschriften, die von ihm stammt und ein blindes Fenster ziert, das in Sent gegen Plaz schaut:

Meis ögl guarda vers Plaz
pensond als temps passats
mo eir cun ferma spranza
da nouva cumünanza.

Der Abschied von einem Menschen ist etwas sehr Persönliches, ähnlich wie die Begegnung. Darum sollen die Leserinnen und Leser dieses knappen Lebensbilds das Geschriebene nach ihrem Erleben, ihrem Empfinden und ihrer Erinnerung umformen, ergänzen und bereichern.

Wir werden Dr. Jon Pult ein dankbares und ehrendes Gedenken bewahren.

Jachen Curdin Arquint

Sr. Thildy Oetterli

26.6.1904–16.12.1991

Die Verstorbene in den sechziger Jahren mit ihren Adoptiv- und Pflegekindern beim Ferienvergnügen am Meer.

Wenn ich Sr. Thildy Oetterli übers Grab hinweg, das ihre Hülle im fernen Formentera birgt, einige Worte des Dankes und einen letzten Gruss senden darf, dann muss ich sie zunächst unseren Lesern vorstellen: Sie war eine menschenfreundliche Romantikerin mit jeder Faser ihres Herzens, dabei jedoch zäh und weltgewandt. Ihr Herrgott, dem sie zeit ihres Lebens als tiefgläubige Katholikin ergeben war, hatte ihr ein unendlich gütiges Herz und einen naiven Glauben an das Gute im Menschen verliehen, und alle diese Eigenschaften bewahrte sie sich unverwandt durch ihr langes Leben hindurch, obgleich ihr von einem Teil ihrer Mitmenschen immer wieder in übelster Weise mitgespielt wurde.

Als jung ausgebildete Krankenschwester, nach Aufenthalten im fernen Osten, wo sie sowohl des kolonialen Reichtums, als auch des tiefen Elends der breiten Massen des Volkes ansichtig geworden war, wuchs in ihr die Sehnsucht, in ihrem Leben für die Ärmsten der Armen, nämlich für die verwahrlosten unschuldigen Kinder, etwas zu leisten. Dieser Wunsch und Wille keimten während Jahren in ihr, und in Ilanz, wo sie in den dreissiger Jahren als Spitalschwester Krankendienst leistete, erkannte sie plötzlich die Möglichkeit, ihr Leben entsprechend zu gestalten. Auf einer ihrer Wanderungen in die herrliche Umgebung der ersten Stadt am Rhein stiess sie im Siater Tobel auf die dort verlassene alte Mühle, ein gänzlich verlottertes Bauwesen, das jedoch ihr romantisches Herz rührte. Sie erwarb das Objekt, liess es baulich von Grund auf sanieren und wohnbar machen und richtete sich darauf ein, einer Anzahl von Kindern an Mutterstatt dort Zuflucht, Heim und Geborgenheit zu verschaffen. Sie wollte ledigen, verschupften Müttern sicheren Port für ihre Niederkunft gewähren und alsdann die Neugeborenen bei sich aufnehmen, beherbergen und erziehen, um sie nicht den Fährnissen eines wilden, ungeregelten Lebens auszusetzen, und zwar dies ohne den Faden zwischen diesen kleinen Wesen und ihren leiblichen Müttern zu durchschneiden. Aussenstehende mochten ein derartiges Unterfangen als weltfremd und unbedacht ansehen, ihr aber war es bitter ernst mit ihrem Vorsatz, und mit zäher Beharrlichkeit verfolgte sie ihre Ziel – mit Heiterkeit erzählt sie, ihre Vorfahren entstammten dem fernen Irland und hätten dort ihren unterschütterlichen Lebenswillen empfangen.

Gewiss benötigte Sr. Thildy fortan diese ihre Kraft und Beharrlichkeit in vollem Mass. Denn in ihrer Umgebung, im nahen Siat und weit darüber hinaus, zeigte man zunächst wenig Verständnis und Begeisterung für sie als Einzelstehende, die sich anschickte, in der unwirtlichen Mulin eine Kinderschar um sich zu sammeln. Verdächtigungen hefteten sich rasch an ihre Fersen, wilde Gerüchte umkreisten sie. Unmoralität wurde ihr heimlich

angelastet, oder man munkelte, sie sei ganz einfach verrückt. Prominente, wie etwa der Ortspfarrer, verzeigten sie wegen angeblicher Verfehlungen, ohne dass durchgeführte polizeiliche Erhebungen auch nur den Schimmer eines Nachweises von Verstössen gegen die Sittlichkeit oder gar das Gesetz ergaben. So wandelte Sr. Thildy in ihren ersten Siater Jahren in einem Feld, das von Dornen wimmelte, und erst allmählich, als man sie wirklich kannte, als man ihren Umgang, ihr privates Leben, ihren Einstand für Arme, Verfemte und Bedrückte, in allen Einzelheiten verfolgen konnte, lichtete sich für sie der Himmel. Sie gewann Zuneigung. Ärzte, die das Heim kontrollierten, wurden ihre Vertrauten (so bewahrte sie u.a. dem Bezirksarzt Dr. Gaudenz Truog sel. lebenslange Dankbarkeit für seine Toleranz und Weitsicht), die Ortsprominenz, die Nachfolger des ersten Geistlichen, der ihr ungerecht zugesetzt hatte, die Lehrer der Gemeinde, kurz, wer immer mit ihr in näherem Kontakt stand, lernte sie kennen, schätzen und achten.

So fügte es sich denn, dass sich ihr Heim allmählich mit einer fröhlichen Kinderschar füllte. Ihre Absicht hatte darin bestanden, die ihr anvertrauten Säuglinge zu adoptieren und sie so ganz an sich zu binden, wobei ihr die in Luzern wohnenden Geschwister und Schwäger aus der Ferne beistehen sollten. Tatsächlich kam es denn auch zur Adoption von drei Kindern, wovon übrigens zwei regelrechte Vagantenkinder waren, denen jedoch unter ihrer mütterlichen Obhut eine absolute Sozialisierung zuteil wurde; aus ihnen sind berufstüchtige Erwachsene geworden, die heute ihr Leben in Ehren bestehen. Zu weitern Adoptionen freilich kam es nicht, weil die Fürsorge, verunsichert noch lange durch die anfänglich gegen sie ausgestreuten Verdächtigungen, ihnen opponierte. Deshalb musste Sr. Thildy die weitern ihr anvertrauten Kinder, zuletzt waren es deren neun, einfach als Pflegebetreute in ihre Obhut nehmen. Einen finanziellen Ausgleich für ihren Aufwand verschafften ihr Beiträge der Eltern ihrer Zöglinge. Doch zur Hauptsache hielt sich Sr. Thildy finanziell da-

Im letzten Lebensjahr.

durch über Wasser, dass sie die Mulin nebenher als Kinderheim führte – natürlich mit Hilfe von Hauspersonal.

Dies alles vollzog sich zunächst in Minne, unbeschwerte Fröhlichkeit erfüllte das Heim, das für die Kleinen ein Paradies der Geborgenheit darstellte. Meine Frau und ich weilten oft besuchsweise in der Mulin, gar betätigten wir uns hin und wieder am Nikolaustag, der in der Mulin jeweilen festlich begangen wurde, als aktive Helfer. Meine Frau trat dann als würdiger Nikolaus, gekleidet ins ehrfürchtige bischöfliche Gewand, ich aber als Schmutzli, der sich freilich rasch zum gütig-gebefreudigen Klaus verwandelte, in Erscheinung, und beide erfreuten wir uns an den leuchtenden Augen der Kinderschar, die ihre Sprüchlein und Lieder von sich gaben.

Doch im Hintergrund, im Verborgenen, nagte gleichwohl der Wurm der Zerstörung. Er trat in der Person eines neuen Chefs des kantonalen Fürsorgeamtes in Erscheinung. Gestützt auf das alte, längst vergilbte sog. belastende Material, das ihm von seinen Untergebenen zugetragen wurde, barg sich in ihm ungeachtet dessen, dass die einstigen «Anklagepunkte» längst sich als völlig unbegründet erwiesen hatten, ein grenzenloses Misstrauen gegen das Heim Mulin. Mehrere unangemeldete Besuche, meist ausgeführt frühmorgens, wenn die schulpflichtigen Kinder der Mulin unter Gepolter sich anschickten, das Heim zu verlassen, überzeugten den strengen Beamten davon, dass Sr. Thildy weniger Gewicht auf gute Ordnung legte, als ihm lieb war. Ein Stein schweren Anstosses war sodann für ihn die Feststellung, dass Sr. Thildy sich herausnahm, die aus der Dorfsennerei bezogene Milch abzurahmen. Es nützte ihr nichts, ihm zu erklären, dass die auswärtigen Kinderheimzöglinge, welche aus dem Unterland ihr anvertraut wurden, die fettreiche Alpenmilch von Siat einfach nicht vertragen, so dass sie es vorziehe, allen Kleinen den Rahm in Form von Fruchtwähen zu verabfolgen. Der Herr blieb hart: Strenger Verweis. Sein Argwohn empfing im weitern Nahrung aus der heimlichen Befragung von Personal, das der Schwester immer wieder von Amtsstellen zur Anlernung zugewiesen wurde und von denen ein Teil sich im einsamen Val Mulin alles andere als wohl fühlte und sich ihren Austritt durch lügenhafte Bezichtigungen ihrer Lehrmeisterin erlisteten: Der strenge Chef des Fürsorgeamtes protokollierte sich dieses Gefasel eifrig und füllte damit seine Ordner.

Im Zuge des Erlasses einer Kinderheimverordnung kam es dann zur Einführung einer amtlichen Bewilligungspflicht zur Heimführung, und in diesem Zusammenhang musste Sr. Thildy erfahren, dass das Fürsorgeamt ihr die Befugnis zur weitern Führung der Mulin als Kinderheim vorenthalten wolle. Das zwang mich, den Chef des Sanitätsdepartementes in einem direkten persönlichen Kontakt über die Machenschaften seines Untergebenen zu orientieren. Dem Departement stand damals Regierungsrat Dr. A. Bezzola vor, mit dem ich freundschaftlich verbunden war, und der sich durch einen weisen Humanismus auszeichnete. Eine lange Aussprache abschliessend, erklärte mir dann der Erziehungschef: «Ach, weisst Du, wir kennen doch diesen sturen, übereifrigen Fürsorgechef. Mach Dir nichts draus, sorge dafür, dass Deine Mandantin allen Auflagen des Amtes nachkommt, dann hat sie von uns aus nichts zu befürchten.»

Allen Auflagen: Doch damit haperte es. Sie konnte manches von dem, was ihr der grollende Chef des Fürsorgeamtes auferlegte, einfach nicht erfül-

len, weder den Papierkram, den er ihr in Form von lückenlosen Anwesenheitskontrollen diktierte, noch seine Vorschriften über die Ernährung (bei ihr galt: Wenig Fleisch, dafür viel Gemüse, Früchte und Beeren, was ihm durchaus nicht behagte) usw. usw. Sein Spionagesystem wirkte weiter, und seine Kontakte mit andern Amtsstellen führten zu immer neuen Misshelligkeiten. Vor allem war ihr der einstige Sekretär der Stiftung Pro Juventute, Dr. Siegfried, gram, bei dem sie sich als Anfängerin, während des Zweiten Weltkrieges, gegenüber der Zumutung verwahrt hatte, dass sie deutsche Schutzkinder unter der Obhut einer deutschen Nazi-Erzieherin bei sich aufnehmen sollte: Der unversiegliche Zorn Dr. Siegfrieds ob dieser ihrer Renitenz verfolgte sie fortan, und in den amtlichen Papieren des kantonalen Fürsorgechefs fand dieser Zorn beredten Ausdruck.

So kam es, wie es eigentlich kommen musste: Das gegen Sr. Thildy eifrig gehortete Belastungsmaterial wuchs und wuchs, und als der gütige Dr. Bezzola in der Regierung einem weniger einsichtigen Nachfolger Platz machte, waren die Tage der Verdächtigten gezählt: Im Anschluss an eine schnöde und völlig entstellte Anprangerung, die ihr der unrühmlich bekannte «Blick» zuteil werden liess (der seine falschen Behauptungen in einem anschliessenden Presseprozess vollumfänglich zurücknehmen musste), kam es zu einem neuen Husarenstreich des Fürsorgechefs: Zusammen mit andern Fachleuten, u. a. dem Chef der Lebensmittelpolizei, führte er eines frühen Morgens einen neuen Inspektionsüberfall im Heim aus, der in seinen Augen Belastendes zutage förderte: Unordnung bei den Schuhen und Kleidern der Kinder, bauliche Mängel, Fehlen der Anwesenheitskontrollen und natürlich wieder entrahmte Milch. Damit konnte er bei seinem Vorgesetzten das erwirken, was schon lange sein Bestreben war: Entzug der Bewilligung zur Führung eines Kinderheimes. Dass sämtliche im Heim angetroffenen Kinder, die «eigenen» wie die fremden, sich in bester Verfassung befanden, fröhlich, gesund und guter Dinge waren, beeindruckte den Gewaltigen nicht im mindesten. Somit war der Gedemütigten die Existenz entzogen, denn der Fürsorgechef erreichte auch, dass das von ihm instruierte Eidg. Amt ihr die Bewilligung zur Aufnahme von Invaliden vorenthielt. Sie stand damit auf der Höhe ihrer Jahre vor dem Nichts. Auch das wegen Willkür angerufene Bundesgericht konnte ihr nicht helfen.

Dass es Sr. Oetterli jetzt an der Kraft gebrach, sich nach neuen Horizonten umzusehen, wer konnte ihr dies verargen! Sie und ihre 9 Schutzbefohlenen waren genötigt, der Mulin nach jahrelangen Demütigungen zu entsagen. Sr. Oetterli verzog sich mit ihren Halbwüchsigen nach dem fernen Formentera, wo sie sich eine neue Heimstatt verschaffte, bewahrt vor weitern amtlichen Behelligungen. Alle ihre Kinder traten von dort aus nach Absolvierung ihrer Schulpflicht schrittweise ins Berufsleben über, das sie in ihrer schweizerischen Heimat bestehen wollten. Nach Graubünden freilich kam kein einziges zurück.

Sr. Oetterli selbst bewahrte sich trotz allem ihren ursprünglichen Humor und Schalk, blieb ihrem kernigen Wesen treu und erlebte auf diese Weise in Gesellschaft ihrer Bücher und im Kontakt mit vielen Menschen, die ihr treu anhingen, ein begnadetes Alter. Ich habe ihr einmal, bei Anlass eines kleinen Festleins, bezeugt, dass auf sie das zutreffe, was der grossartige Knut Hamsun über die zwei Menschenklassen darlegte, die nach seiner Auffassung ihr Leben mit Erfolg zu bestehen vermögen. Da gebe es die moralisch Beschädigten, die Frechen, die keine Skrupel mehr fühlen und die sich immer so zu wenden vermögen, dass sie hinauf kommen, «selbst wenn sie untergetaucht werden». Und dann seien da, so Hamsun, die von Herzen Ehrlichen, die zwar rein äusserlich nicht immer obenauf seien, weil das Leben ihnen mitunter hart zusetze, aber faktisch, in ihrem Innersten, seien sie unbesiegbar. Die Verstorbene zählte ganz zur Klasse der Ehrlichen, die es hinnehmen musste, dass sie oft und oft getaucht und gedemütigt wurde und äusserlich ein schweres Schicksal zu tragen hatte, doch in ihrem Innern blieb sie unversehrt und besiegte durch ihre Liebe und Standhaftigkeit alle, die ihr zu Leibe rückten. Sie darf deshalb des ewigen Friedens gewiss sein.

Peter Metz

Pfr. Friedrich Carl Fulda (1900–1991)

Dass Unterländer Pfarrer nach Graubünden herauf kommen und hier während einiger Jahre eine Gemeinde betreuen, ist nichts Aussergewöhnliches. Sesshaft werden sie in der Regel

nicht, getreu dem Pauluswort: «Wir haben hier keine bleibende Statt.» Der «Ruf Gottes» oder vielleicht einfach auch die «drunten» bessere Besoldung zieht sie nach schicklicher Zeit wieder hinab. Friedrich Carl Fulda blieb, blieb in Safien zwar nur drei kurze, lange Winter, dafür aber in Maienfeld ganze 62 kurz-lange Jahre, volle 45 davon als aktiver Arbeiter in diesem «Weinberg des Herrn».

«Wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.» In der dichterischen Übersetzung Luthers brachte Fritz mir den 90. Psalm nahe. Natürlich nannte ich ihn damals noch nicht beim Vornamen. Er war von der vierten Primarklasse an mein Religionslehrer, den ich aus verschiedenen Gründen bewunderte. Mir imponierte allein schon seine hoch-ranke Künstlergestalt. Mich faszinierten sei-

ne schlanken, gepflegten Hände, wenn sie gekonnt an die Wandtafel zeichneten, seine sensiblen Finger, die dem Flügel im Pfarrhaus brillanten Musikzauber entlockten. Gepackt, recht eigentlich hingerissen war ich aber von seinem Erzählertalent. Durch dieses wurden uns die biblischen Geschichten lebendig, als ob sie unmittelbar eben geschähen. Der «Herr Pfarrer» berichtete sie nicht einfach. Auch trug er sie nicht vor, weder monoton, noch pathetisch. Nein, der Pfarrer verwandelte sich selbst zum naturalistischen Darsteller auf einer Bühne. Er war das ums goldene Kalb tanzende Volk, war Moses und Josua, Simson, Saul, David und Goliath in einem. Unser Schulzimmer blieb nicht Schulzimmer, die Kirche während der Kinderlehre nicht Kirche. Wir erlebten bestes geglaubtes Theater des Glaubens. Ich denke, die Kunst unseres Unterweisigers gab in mir das erste Motiv ab, selber dereinst Theologie zu studieren.

Doch nun finde ich's schwierig, hier diesen Nachruf zu schreiben. Ich zweifle an meiner Kompetenz. Ein Fachmann müsste es tun. Ich bin keiner. Meine eigene Entwicklung liess mich nicht in Pfarrer Fuldas Fussstapfen gehen. Meines Lehrers und Konfirmators eigener verehrter Meister, Karl Barth, wurde, obwohl ich ihn in Basel auch hörte, der meine nicht. Von seinen «Abtrünnigen» sagte «Karl, der Grosse» einmal: «Freunde ja, Brüder in Christo nein!» Vielleicht hat Fritz Fulda so über mich gedacht. Er sagte es nie. Dafür war er zu tolerant. Immerhin, vor 6 Jahren an der Ilanzer Synode, als er mir in seiner geistreich sprühenden Jubiläumsansprache anlässlich seiner 60jährigen Zugehörigkeit zur Bündner Kirche meine Gratulationsadresse in der «Bündner Zeitung» verdankte, empfahl er mir, doch wieder einmal mit ihm zusammen das Neue Testament auf Griechisch zu lesen, so wie damals, als ich sein Schüler gewesen sei. Es kam nicht mehr dazu. Zwar wohnten wir in den letzten zehn Jahren wieder nahbei; doch trafen wir uns selten. Geschah es, erstaunten mich von neuem seine jung gebliebene Geistigkeit, sein profundes Gelehrtenwissen und «im Reich der schönen Künste» sein ästhetisches Empfinden. Warum er uns Maienfeldern über 6 Jahrzehnte erhalten blieb, wurde mir nie ganz klar. Berufungen gab es für ihn; das weiss ich. Und ich sah ihn immer in seine hochberühmte humanistisch-pietistische Heimatstadt am Rheinknie zurückkehren oder dachte ihn mir auf einem Hochschulkatheder und bedeutsame theologische Bücher schreibend. Mehr als einige, die es taten, hätte er, der es nicht tat, das Zeug dazu gehabt. Er sei, bekannte er mir einmal von mir darauf angesprochen, zu wenig ehrgeizig und zu perfektionistisch, so dass er vor lauter Korrigieren bestimmt nie zum Publizieren kommen würde. So begnügte er sich während Dezennien damit, den steinigen Maienfelder Boden zu betreuen, der ihm dann wenigstens ein Ehrenbürgerrecht darauf einbrachte und offenbar auch ein Heimatgefühl schenkte. Denn an der Abdankung erfuhren wir, dass er nicht im Basler Familiengrab beigesetzt zu werden wünschte, sondern bei uns bleiben wollte. Ihm, dem «um des Himmelreichs willen» eine Karriere möglich gewesen wäre, hatte es genügt, unserem biederen Städtchen ein Leben lang seinen Glauben, seine Liebe und seine Hoffnung weiterzugeben, gleichviel, wie weit er bei uns damit ankam. Den Theologen Fritz Fulda müsste, wie gesagt, ein Berufenerer schildern, auch den «treuen Knecht» in den verschiedensten kantonalkirchlichen Beamtungen, in welchen er lange aktiv war. Mir kam es nicht zu, über den «VDM», den «Verbi Divini Minister» (den Diener des göttlichen Worts) möglichst gescheite Aussagen zu machen. Ich konnte hier nur eines tun, nämlich als sein Konfirmand des Jahres 1939 dem Menschen, ja, auch dem Freund Fritz Fulda in dankbarem Gedenken ein paar Blumen nachzureichen. Fritz Tanner

Anton Killias

Anton Killias, Bürger von Chur, der, zweiundachtzigjährig, am vergangenen 25. Januar im schönen Sufers sein irdisches Dasein beschloss, war ein aussergewöhnlicher Mensch. Er vereinigte in sich alle guten Eigenschaften, die das gnädige Schicksal einem Irdischen zuzumessen vermag. Von grenzenloser Güte, Treue und Bescheidenheit geprägt, wirkte in ihm zugleich eine hohe Intelligenz, und wo immer ihn Beruf und private Betätigungen hinführten, schwebte er gewissermassen in einer Wolke froher Beglücktheit, die ihn heraushob und recht eigentlich trug. Ich glaube nicht, dass der Verstorbene je einen Mitmenschen nach irgend einer Richtung hin enttäuschte, ich weiss aber, dass er vielen von ihnen mit allem, was er ihnen geben konnte, helfend beigesprungen ist. Nie vermochte der Erfolg, der ihm beruflich in reichem Mass beschieden war, sein Inneres zu verändern, er blieb, unbekümmert um alle Auszeichnungen, die er empfing, der einfache, liebenswürdige, vertraute Freund aus unseren Jugendtagen.

In seinen letzten Lebensjahren, als er nach jahrzehntelangen beruflichen Abwesenheiten im «Unterland» wieder unter uns weilen durfte, hat er mir manches von seinem Herkommen erzählt. Sein Vater war jener merkwürdige und bemerkenswerte Ingenieur Christian Anton Killias gewesen, der, vielseitig begabt, hektisch und ruhelos in allen erdenklichen technischen Betätigungen sich verausgabte und u. a. als einer der Pioniere der bündnerischen Wasserwirtschaft im heimatlichen Erdreich seine noch heute deutlich erkennbaren Spuren setzte. Ich

habe seiner im Band II meiner «Geschichte» gebührend Erwähnung getan. Doch war der Ruhelose nicht in der Lage, seiner Familie ein bürgerliches Dasein zu bieten, so dass die Kinder versorgt werden mussten. So wuchs denn der Verstorbene zusammen mit seinem Bruder im Churer Waisenhaus auf, absolvierte die Stadtschulen und anschliessend die Handelsabteilung der Kantonsschule, um hernach, unter Ausnützung vielfältiger Weiterbildungsmöglichkeiten im Buchführungs- und Finanzwesen, einen steilen beruflichen Aufstieg zu erfahren. Ich selbst begegnete ihm, den ich noch aus unsern Kantonsschuljahren kannte, wieder, als er in der Stellung eines stellvertretenden Chefs der kantonalen Finanzkontrolle wirkte, während ich selbst den Posten eines Sekretärs des Finanzdepartementes versah. Es waren hektische Jahre, die wir damals Seite an Seite zu bestehen hatten. Angetrieben vom ungemein tüchtigen Departementsvorsteher, mussten alle erdenklichen Finanzuntersuchungen unternommen werden, um Klarheit in das fast undurchsichtige Gewirr von zurückliegenden Finanzoperationen und geheimnisvollen Buchungen zu bringen. Als Hauptaufgabe oblag dabei dem Verstorbenen, die Grundlagen und den Plan für eine gänzliche Umgestaltung der kantonalen Staatsrechnung zu erarbeiten. Er hat diese von politischen Auseinandersetzungen begleitete Finanzoperation mit Glanz zum Abschluss gebracht, worauf Bünden im Kreis der übrigen Stände während langer Zeit als der Kanton mit der modernsten, klarsten aller Staatsrechnungen galt, wie denn auch die Ausgestaltung der kantonalen Finanzkontrolle für manche andere Kantone zum Beispiel und Vorbild wurde.

Dieser wichtigen für ein einwandfreies Finanzgebaren verantwortlichen Abteilung stand in der Folge Anton Killias während Jahren vor, hochgeschätzt von seinen jeweiligen Finanzchefs, die sich auf ihn, auf seine Tüchtigkeit und Verlässlichkeit jederzeit stützen konnten. Diese berufliche Bewährung des Verstorbenen war in jenen Jahren begleitet von energischen Weiterbildungskursen, denen Killias oblag, worauf er später selbst dem Nachwuchs in vielen Belangen zur beruflichen Ertüchtigung verhelfen konnte. Denn die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg waren gekennzeichnet durch grundlegende Neuerungen im Finanz- und Buchhaltungswesen. Sie waren dazu bestimmt, den späteren Einzug des Computers in Finanz und Technik vorzubereiten.

Anton Killias verliess dann im Jahre 1956 seinen wichtigen Posten als Chef der kantonalen Finanzkontrolle, um dem Ruf des grossen Industrieunternehmens Georg Fischer, Schaffhausen, als Direktor für das Ressort der Finanzen zu folgen. Obgleich mit jeder Faser ein waschechter Bündner, bildete es für den Strebenden eine zu verlockende Aufgabe, in einem mächtigen Industrieunternehmen die vielfältigen Finanzgeschehnisse im Griff zu haben, um sich ihr zu entziehen. So bedeutete fortan Schaffhausen sein Zuhause, wenn Killias auch jede Gelegenheit dazu benützte, Heimatluft, wo immer er sie atmen konnte, aufzutanken. Seine beruflichen Erfolge als Direktor des Fischer-Unternehmens können hier nicht abgewandelt werden. Festzuhalten ist einzig, dass der Verstorbene auch in der fernen Rheinstadt bei seinen Vorgesetzten und Mitarbeitern kraft seiner überragenden Fähigkeiten und seiner menschlichen Qualitäten in hohem Ansehen stand.

Dann jedoch, nach zwei Dezennien Dienstleistung im «Unterland», zog es den Verstorbenen wieder zu den angestammten Gefilden zurück. Zwar verboten ihm gesundheitliche Beschwernisse eine ausschliessliche Wohnsitznahme in der Heimat, vielmehr musste das bekömmliche Klima des Südkantons ihm und seiner Familie Geborgenheit verschaffen. Doch litt es dort den Verstorbenen nicht vollkommen. Als sich ihm die Möglichkeit bot, im heimatlichen Sufers ein geeignetes Obdach zu erhalten, das die kundige Hand von Architekt Rudolf Olgiati darnach zu einem architektonischen Schmuckstück auszugestalten vermochte, fühlte sich Anton Killias bald als währschafter Rheinwaldner. Er bewegte sich fortan als Glied einer Dorfgemeinschaft, die ihm nahe stand und der er durch Rat und mit Tat viel geben konnte. Seine Sufner Mitbewohner ehrten und schätzten die besondere Art seines Denkens und Wirkens. Der Verstorbene wird bei ihnen kraft all dessen, was er der Gemeinschaft und vielen Einzelnen zu geben verstand, in dankbarer Erinnerung bleiben. Menschen seiner Art verklären die Heimat.

Peter Metz

Die Brüder Diether (1916–1991) und Peter von Rechenberg (1920–1992)

Wenige Wochen nach dem Ableben seines Bruders Diether, der am 24. September 1991 in Zürich nach kurzer Krankheit verstorben war, bat ich Peter von Rechenberg, mir einige persönliche Angaben über den Abberufenen zu machen, da ich ihn und sein öffentliches Wirken in unserem Periodikum zu würdigen gedenke. Der Angefragte überliess mir dann ein nicht lange vorher erschienenes Erinnerungsschriftlein seines Bruders, das den amüsanten Titel «Vom Präsidenten zum Tellerwäscher» trägt. Bescheiden in seiner Aufmachung, kein Wälzer, doch inhaltlich ansprechend, enthält das Bändchen die vielen Stationen aufgezeichnet, welche Diether zurücklegte, ehe er auf dem höchsten Posten landete, den der Kanton Zürich einem die richterliche Laufbahn einschlagenden Juristen verleihen kann: Als Richter (ab 1965) und schliesslich als Präsident (ab 1974–1986) des kantonalzürcherischen Kassationsgerichtes. Dieses oberste Gericht des Kantons Zürich ist dazu berufen, auf Beschwerde hin alle Verstösse der unteren Instanzen gegen die kantonalen Prozessvorschriften zu ahnden. Wo ein derartiges als oberster Garant einer sauberen, dem strengen Rechtsdenken verpflichtetes kantonales Gericht fehlt, ist es am Bundesgericht allein, auf Willkürbeschwerde hin in den Kantonen dafür besorgt zu sein, dass

im Rechtsgang des Zivil-, Straf- und Verwaltungsrechts nicht Schiefes zum Nachteil des Rechtssuchenden sich ereignet. Zürich mit wenigen andern Ständen ist stolz darauf, durch sein eigenes Kassationsgericht in allen diesen Belangen selbst nach Möglichkeit zum Rechten zu sehen, und persönlich habe ich schon längst die Auffassung vertreten, dass auch unser Kanton der Reihe der Stände beitreten sollte, die von diesem Geist der optimalen Rechtssicherheit sich durch die Schaffung einer obersten Instanz leiten lassen. Doch das liebe Geld...

Angesichts der hohen Bedeutung dieses obersten Gerichtes, das der Kanton Zürich sich schuf, ist naheliegend, dass es nur die verdientesten, in der Öffentlichkeit ein besonderes Ansehen geniessenden Juristen sind, welche in die Reihe der Kassationsrichter gewählt werden. Indem auch der verstorbene Diether diese Berufung empfing und gar den Rang eines Präsidenten des Kassationsgerichtes erklomm, gelangte das gute Ansehen, welches er genoss, zum Ausdruck. Dr. iur. Diether von Rechenberg war gewiss keine goldgeschmückte Galionsfigur des Juristenstandes, seine Hauptleistung hatte er als Bezirksanwalt erbracht, dem später die freie Anwaltstätigkeit folgte. Über beides hat er in seinem Erinnerungsbüchlein kurzweilig geplaudert. Es erfordert das oberste Richteramt auch nicht in erster Linie vielproduzierende Koryphäen, sondern Juristen mit strengen Anschauungen und Wächter über die Einhaltung der Formen zur Gewährung der Rechtssicherheit, was einem erfahrenen Praktiker eher ansteht als einem Schreibtischgelehrten.

Was jedoch den verstorbenen Diether in gleicher Weise auszeichnete wie seinen nunmehr ebenfalls allzufrüh abberufenen Bruder Peter, das war seine menschliche Wärme. Er war von sich in keiner Weise eingenommen, sondern von einfacher, lauterer und zuvorkommender Wesensart. Das

Dr. D. von Rechenberg † 25.9.1991.

Dr. P. von Rechenberg † 2.7.1992.

deutsche «von», das beide führten, schien sie nie besonders herauszuheben, und als neueingebürgerte Deutsche (ihr Vater kam mit seiner Familie als evangelischer Pfarrer nach Graubünden und amtete während langer Jahre in den Gemeinden Trimmis und Haldenstein) wurden sie zu waschechten Demokraten, denen in ihrem Denken und Gehaben nichts Teutonisches anhaftete. Von ihrem Elternhaus empfingen sie in jüngsten Jahren den Abscheu vor dem Nationalsozialismus, der ihre Jugend in gleicher Weise belastete wie es jedem von uns beschieden war, und diese Eindrücke blieben in ihnen haften.

So wird jedem von uns, der mit den beiden Verstorbenen persönlich oder beruflich verbunden war, ihr freies, konziliantes Wesen, ihre Fröhlichkeit und Offenheit in Erinnerung bleiben. Peter im Gegensatz zu seinem älteren Bruder entschloss sich nach empfangener Maturität nicht zum Jusstudium, sondern wählte die Nationalökonomie als seine Sparte. In seinen beruflichen Anfängen, als er noch als Mitarbeiter des renommierten Treuhandbüros Th. Riedi tätig war, sagte er mir einmal, er empfinde etwas Reue, nicht gleich seinem Bruder die Juristerei als sein Ausbildungsziel gewählt zu haben. Doch wird dieses Bedauern bei ihm gewiss nicht lange vorgehalten haben. Denn als akademisch gebildeter Volkswirtschaftler füllte er in Bünden eine längst bestehende Lükke aus und erwarb sich rasch ein hohes berufliches Ansehen. Seine starke Inanspruchnahme als Berater und Betreuer grosser, wichtiger Firmen hinderte ihn zudem nicht daran, nebenher in seiner gewiss karg bemessenen Freizeit auch noch dogmatisch tätig zu sein. Sein Kommentar, den er im Jahre 1967 zum kantonalen Steuergesetz herausgab, stellte eine beachtliche Leistung dar.

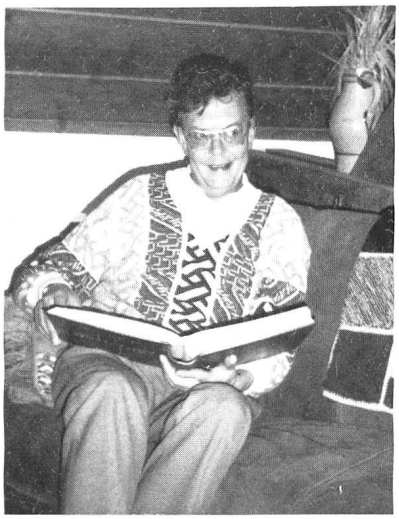
In seinen letzten Lebensjahren halfterte der Verstorbene beruflich stark ab und oblag im Schosse seiner eigenen grossen Treuhandgesellschaft nur noch den eigentlichen Führungsaufgaben. Seine Freizeit verbrachte er vorwiegend in seinem Tusculum in Says, das er sich zu einem Kleinod gestaltet hatte. Dort traf er sich mit seinen Freunden und liess seinen Witz und Humor spriessen. Ein rascher Tod, so wie er ihn sich durch sein kluges, gütiges Wesen verdient hatte, ohne Schmerz und Bangnis, setzte seinem tätigen Leben am 2. Juli ein gnädiges Ende.

Peter Metz

Dr. Alfons Beer-Camen

(1937–1992)

Ob der Tod unseren Freund Alfons Beer, den amtierenden Direktor der kantonalen Gebäudeversicherungsanstalt Graubünden, wirklich jäh überrascht hat, als er ihn am 6. Juni 1992 des Nachts buchstäblich aus dem Schlaf abberief? Das ist eine jener Fragen, auf welche niemand mit Sicherheit antworten kann, weil der Tod seine Absichten und die Stunde seiner Entscheidung niemandem offenlegt. Allein, für die Angehörigen, die Freunde und die zahlreichen Bekannten von Dr. Beer kam das Ende unerwartet und bestürzend, obwohl der nun Verstorbene in den letzten Jahren sich mehrmals mit körperlichen Leiden und Beschwerden hatte auseinandersetzen müssen.



Dr. Alfons Beer, heimatberechtigt im surselvischen Tujetsch, wurde am 20. Dezember 1937 in Alvaneu geboren. Dort durchlief er die Primar- und die Sekundarschule – und dort fasste er für sein ganzes Leben gesunde Wurzeln, aus denen er die Begabungen und die Kraft für seine vielfältigen Tätigkeiten schöpfte. Alfons war und blieb mit Leib und Seele, auch mit unverhohlener, sehr natürlicher Fröhlichkeit ein Albulataler, dieser Landschaft, namentlich seinem Refugium hoch oben in der Acla d'Alvagni, aber auch dem Gesang und der Musik zugetan. Darauf hat schon an dieser Stelle hinzuweisen, wem Dr. Beer diese gesunden Beziehungen und Erfahrungen immer wieder mit offenkundigem innerem Drang zu schildern trachtete.

Die Mittelschule besuchte Alfons Beer in Schwyz, wo er in den Jahren 1957/58 das Handelsdiplom und alsdann die Handelsmatura erwarb. Unmittelbar danach immatrikulierte er sich an der Hochschule St. Gallen (wirtschaftswissenschaftlicher Lehrgang, Richtung Industrie, Gewerbe und Handel), um diese Ausbildung im Jahre 1963 mit dem Lizentiat der Wirtschaftswissenschaften abzuschliessen. Gegenstand seiner Diplomarbeit bildeten die volkswirtschaftlichen Probleme der Bündner Waldwirtschaft. Es folgten sodann die Vorbereitungen und die Prüfungen zum Erwerb des Doktortitels mit dem Verfassen einer Dissertation über «Strukturwandlungen im Fremdenverkehr des Kantons Graubünden von 1925–1965» – wiederum deutliche Hinweise auf seine Neigungen und Interessen für die sozialen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen seiner Heimat.

Zur gleichen Zeit war Dr. Beer am Schweizerischen Institut für gewerbliche Wirtschaft tätig. Anschliessend folgte der berufliche Aufstieg, zunächst als Mitarbeiter in einer bedeutenden Treuhandfirma in St. Gallen und sodann im Heimatkanton Graubünden Schlag auf Schlag: Ab 1972 fungierte Dr. Beer als Geschäftsführer des Gewerbeverbandes und des Wirteverbandes Graubünden. In den Jahren 1973 bis 1978 gehörte er überdies dem Grossen Rat an, zunächst als Vertreter seines Heimatkreises Belfort und sodann für zwei Jahre als Abgeordneter des Kreises Chur.

Im Jahre 1978 wählte die Regierung des Kantons Graubünden Dr. Alfons Beer zum Direktor der kantonalen Gebäudeversicherungsanstalt (GVA). In dieser Tätigkeit, die im Juni 1992 nunmehr mit seinem Tode ein jähes Ende nahm, konnte er, in hohem Masse für die schwierigen, aber sinnvollen Aufgaben der GVA-Direktion motiviert, seine respektablen Talente und Kenntnisse im organisatorischen, gesetzgeberischen, administrativen und finanzpolitischen Bereich voll zur Entfaltung bringen. Wer darüber im einzelnen und in den Zusammenhängen mehr erfahren will, dem sei die Lektüre des von Dr. Beer verfassten, im Juli 1987 erschienenen Abrisses zur dramatischen und auch politisch überaus bemerkenswerten Geschichte der Anstalt empfohlen. Darin weht der Atem dieses Mannes, der mehr als blosser Direktor war, weit mehr als nur die administrative Spitze einer rasch wachsenden Institution. Als sein damaliger Vorgesetzter habe ich die vielfältigen Eigenschaften, mit denen Dr. Beer seinen beruflichen Alltag bewältigte – immer so, als ginge es um seine ureigene Verantwortung –, sehr konkret erlebt: Seinen unablässigen Einsatz, seine Freude an der anspruchsvollen Arbeit, sein immer wieder auflodernde Verständnis für die Nöte und Anliegen der Mitmenschen, handle es sich nun um die ihm anvertrauten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Zentralverwaltung, um die zahlreichen Mitarbeiter und Helfer in den Feuerwehrorganisationen, oder um die von schweren Schicksalsschlägen Betroffenen. Es musste ihm keineswegs befohlen und angeordnet werden, dass dem Menschlichen, der raschen Hilfe und dem unbürokratischen Verfahren in jedem Fall der Vorrang gebühre: Dr. Alfons Beer wusste und tat es immer mit der grössten Selbstverständlichkeit.

Damit sind Talente und Eigenschaften, die Dr. Beer ausgezeichnet haben, natürlich bloss angedeutet. Man müsste sie anhand von praktischen Situationen, von vielen Erlebnissen und Erfahrungen darstellen, was an dieser Stelle freilich nicht möglich ist. Möglich und erforderlich ist aber ein Wort aufrichtiger Wertschätzung und der Dankbarkeit für einen Mitbürger, der seine Kräfte und die ihm zugemessenen Tage der Gemeinschaft stets ohne Eitelkeiten, aber mit beträchtlicher Hingabe zur Verfügung gestellt hat – für einen Menschen auch, den seine Gattin, seine Kinder, seine übrigen Angehörigen nebst Freunden, Mitarbeitern und Bekannten vermissen.

Donat Cadruvi

Dompropst Giusep Pelican

(1924–1992)

In der Intimität seines Heimatdorfes Surrein hat am 5. Juni 1992 eine ungewöhnlich grosse Trauergemeinde einen feierlichen Abschiedsgottesdienst für Dompropst Sur Giusep Pelican gefeiert und seine sterblichen Überreste zu Grabe geleitet.

Der Freund

Neben den zahlreichen Geistlichen waren viele auswärtige Laien nach Surrein gekommen, um hier von ihrem toten Freund Abschied zu nehmen. Einen Nachruf auf einen toten Freund schreiben zögert diesen Abschied hinaus und bedeutet zugleich auch ein Stück Autobiographie. Um die eigenen Gefühle vor dem Ausgeliefertsein an eine unbekannte Leserschaft zu schützen, ist man versucht, bei den äusseren Meilensteinen seines Lebens haften zu bleiben, die nur schwach innere Bilder widerspiegeln. Und doch geht es letztlich um diese.

Herkommen

Sur Giusep Pelican stammte aus einer einfachen Bergbauernfamilie. Er wurde am 28. Februar 1924 in Breil/Brigels geboren, wo seine Eltern Valentin Pelican und Turté Caminada in der Landwirtschaft tätig waren. Beide stammten aus Vrin. Noch im hohen Alter hat Vater Valentin seine Knabenzeit auf dem abgelegenen Weiler auf dem Weg zur Greiuna in einer kleinen Schrift erzählt. Bereits im nachfolgenden Jahr übernahm das junge Ehepaar die Bewirtschaftung des Hofes Bubretsch in Surrein, dem etwas abseits vom Dorf gelegenen Gut der Familie Schmid v. Grüneck. Hier ist der kleine Gion Giusep Pelican (später nannte er sich gewöhnlich nur Giusep) aufgewachsen, hat den Geruch heimatlicher Scholle in sich hineingesogen und die Stille, aber auch Gewalttätigkeit der Natur erlebt. In Surrein hat er die Primarschule durchlaufen. Erst nach der Sekundarschule in Sumvitg kam der talentierte Knabe 1940 nach Disentis in die zweite Gymnasialklasse der Klosterschule. Hier sass er zu Füssen von so unterschiedlichen

Schulmeistern wie Abt Beda Hophan, der die klassischen Sprachen lehrte, oder Benedikt Malin und Flurin Maissen, die ihn in die naturwissenschaftlichen Fächer einführten. Den Zugang zur heimatlichen Vergangenheit und zugleich zu weltgeschichtlichen Horizonten ebnete seinen Schülern Pater Iso Müller, der mit besonderem pädagogischem Geschick auch Einblick in das Handwerk des Geschichtsforschers vermittelte.

Den grössten Einfluss auf den jungen Schüler aus Surrein und auf sein späteres kulturelles Wirken hatte wohl Notker Curti, Volkskundler und Lehrer der Kunstgeschichte. Nicht auf Grund strenger Systematik. Denn im Unterricht floss bei Pater Notker beides ineinander über. Der interessierte Schüler spürte, wie das grosse Wissen seines Lehrers über das Volksleben und die religiöse und bäuerliche Kultur der Surselva und seine erstaunlichen Kenntnisse der Kirchen, Burgen und Häuser wie der Kunstschätze unseres Kantons, weniger aus Büchern stammten als aus deren direktem Erleben hervorquoll.

Nach bestandener Reifeprüfung an der Klosterschule in Disentis herrschte für Gion Giusep Pelican kein Zweifel an seiner Berufung zum Priester. Wesentlich dazu beigetragen hat das tiefreligiöse Elternhaus. Auch war sein Onkel, Sur Balzer Pelican, damals Pfarrer in Dardin.

So trat er im Herbst 1946 in das Priesterseminar Sankt Luzi in Chur ein, wo er im Sommer 1950 zum Priester geweiht wurde und ein Jahr später seine theologische Ausbildung abschloss. Gerne wäre er jetzt in die Pastoration gegangen. Doch bestimmte ihn Bischof Christianus Caminada zum Hofkaplan und persönlichen Mitarbeiter. (Nach dessen Tod 1962 hat Sur Giusep ihm, dem hochverehrten Vriner Mitbürger, eine einfühlende biografische Skizze in romanischer Sprache gewidmet. Die Gliederung dieses kleinen Werkes in den drei Abschnitten *Kindheit und Jugend, Ein Leben im Dienste unserer Kirche* und *Ein Leben im Dienste unserer Kultur* widerspiegeln auf unübersehbare Weise das eigene Herkommen und die spätere Biographie des Verfassers). Nach drei Jahren schickte ihn Bischof Caminada nach Rom zum Studium des kanonischen Rechtes, das er an der Lateranuniversität mit dem Lizentiat abschloss. 1956 wurde Sur Giusep Pelican Sekretär des neu geschaffenen Generalvikariates Zürich unter Dr. Alfred Theobaldi. Daneben beteiligte er sich auch als Seelsorger der grossen Schar Romanen in der Limmatstadt.

Bereits 1951 hatte Bischof Caminada eine Kommission beauftragt, mit der Zürcher Kantonsregierung eine neue staatskirchliche Regelung für die Katholiken zu finden. Das Ergebnis dieser langwierigen Bemühungen war die öffentlich-rechtliche Anerkennung, die mit einem eindrücklichen Mehr in der Volksabstimmung vom 7. Februar 1962 erfolgte.

1963 kehrte Sur Giusep als Sekretär des neuen Bischofs, Dr. Johannes Vonderach, nach Chur zurück und begleitete ihn nach Rom zu den weiteren Sessionen des Konzils.

Nach dem Konzil

Das zweite Vatikanische Konzil hat den durch seine Tätigkeit in der Diaspora gereiften Priester aus der Surselva und späteren Generalvikar tiefgehend geprägt. Es waren nicht einzelne dogmatische Konstitutionen, Dekrete oder Erklärungen, die den Lizenziaten des Kirchenrechtes fesselten,

als vielmehr das Sich-auf-den-Wegmachen des Gottesvolkes, die Öffnung der Kirche zur heutigen Welt und besonders die menschliche Wärme, die der Bauernsohn Angelo Roncalli auf dem Stuhl Petri ausstrahlte. Etwas davon hatte auch das von ihm überraschend einberufene Konzil und eine erstaunte Welt ergriffen.

In den ersten Zeiten nach dem Konzil begegneten wir uns in einem Freundeskreis, der auch unsere enge Zusammenarbeit während mehr als 18 Jahren im Kantonalen Seelsorgerat mitgeprägt hat. Sur Giusep Pelican hatte als geistlicher Berater die Fähigkeit, uns auf unserem Weg in die nachkonziliäre Freiheit und Mündigkeit zu begleiten, ohne Altvertrautes in Frage zu stellen. «In diesem Kreis», sagte er später, «habe ich auf besondere Weise erfahren, was es für den Priester bedeutet mit Laien ohne Prestigedenken in Dialog zu treten. Dabei sei ihm bewusst geworden, welche Tragweite die gemeinsame Aussprache zwischen Priestern und Laien über die seelsorgliche Bedeutung des Priesters hat und wieviel der Laie zur tieferen Erkenntnis der Probleme beitragen kann, aber auch welche Mitverantwortung der Laie in der Kirche trägt.»

Der Generalvikar

Von 1970 bis 1989 war Sur Giusep Pelican Generalvikar für Graubünden, Glarus und das Fürstentum Liechtenstein. Durch seine zurückhaltende Offenheit und sein grosszügiges Verständnis für die Probleme des Christen in der heutigen Welt stand er vielen von uns, Geistlichen wie Laien, nahe.

Sein Einfühlungsvermögen für die Schwierigkeiten, die Christen auf dem Weg von einer herkömmlichen religiösen Praxis zu einer eigenständigen Glaubensauffassung begegnen, war für manche Priester und Laien eine grosse Hilfe. Dabei wusste sich der Generalvikar durch das Konzil bestätigt. Auch dort, wo ihm Wege des Mündigwerdens krumm erschienen und ihm vielleicht sogar als momentane Abwege vorkommen mussten, habe ich von ihm nie ein verurteilendes Wort gehört oder gar «man sei nicht mehr rechtgläubig und katholisch».

Zunehmende Sorge bereitete ihm, der die Autorität seiner Vorgesetzten stets hoch achtete, die nach Amtsantritt des heutigen Papstes auch in Chur feststellbaren Tendenzen in Pastoral und Kirchendisziplin zu vorkonziliaren Formen zurückzukehren. Bis dahin war der Bischof bestrebt gewesen, die Forderungen des Konzils in die Tat umzusetzen. Er hat Seelsorgeräte auf verschiedener Ebene eingeführt und die Synode 72 einberufen. An dieser haben während drei Jahren zahlreiche Laien, Frauen und Männer, gleichberechtigt mit den Geistlichen Probleme der Ortskirche mitberaten und Aufgaben neu formuliert.

Klerikale Ausgrenzung war ihm auch in den letzten Jahren in seinem hohen kirchlichen Amt völlig fremd. Auch hat er meines Wissens vom Titel eines Monsignore, der ihm später als Dompropst zugestanden wäre, nie Gebrauch gemacht. Im Gegenteil. Besonders in den letzten Jahren hat er an solchen Erscheinungen in seiner unmittelbaren Umgebung und der daraus fliessenden Gefühlskälte und inneren Arroganz sichtlich gelitten. Auch dann kam kaum ein bitteres Wort über seine Lippen. Die schweigende Hinnahme, die ihn hinderte, seiner Enttäuschung und seinem Ärger Luft zu verschaffen, wurde zu einer Belastung, die manchmal seine Kräfte überstiegen.

Pastorale und soziale Ausrichtung

Sein Hauptaugenmerk als Generalvikar galt weniger der Lehre und Orthodoxie als den pastoralen Bedürfnissen der Gläubigen und dem Wohlergehen der ihm anvertrauten Seelsorger. Es war ihm gegeben, fast lautlos und mit grosser Selbstverständlichkeit Geistliche und Mitchristen mit ihren Mühen zu begleiten und ihnen Sicherheit auf dem nachkonziliaren Weg zu vermitteln.

Dauernde Sorgen bereitete ihm beim zunehmenden Priestermangel die Besetzung der Seelsorgeposten in seinem Amtsbereich: Schon früh hat er sich für die Berufung von Pastoralassistentinnen und Assistenten eingesetzt und sich um die Ausbildung von Katecheten und Katechetinnen gekümmert. So geht die Gründung eines Katechetischen Institutes in Chur und die Neuorientierung des Constantineums auf seine Mitinitiative zurück. Nicht zu übersehen ist auch die soziale Komponente seines Wirkens. So hat er die Errichtung einer Regionalstelle der Caritas in seinem Generalvikariat in die Wege geleitet und die Schaffung einer interkonfessionellen Familien-, Sexual- und Schwangerschaftsberatung tatkräftig unterstützt. Dem Stiftungsrat der Casa Florentini, für deren finanzielle Hilfe durch die Hofschulstiftung er sich bemüht hatte, gehörte Generalvikar Pelican bis vor drei Jahren an. Wie für Theodosius Florentini vor mehr als hundert Jahren, entsprachen auch für ihn die Bedürfnisse der Zeit hier und heute dem Willen Gottes.

Ökumene

Von innerer Weite war auch sein Verhältnis zur Bruderkirche geprägt. Nicht einfach ein Lippenbekenntnis zur Ökumene, sondern innere Bejahung, die ihn zu einer echten Zusammenarbeit der beiden Kirchen im Kanton befähigte. Diese wird durch eine, vom Evangelischen Kirchenrat angeregte Interkonfessionelle Gesprächskommission mit je drei Vertretern der beiden Kirchen koordiniert. Hier werden praktische Fragen des Zusammenlebens und Zusammengehens im Alltag beraten.

Seit der Aufnahme dieser Gespräche im April 1974 bis zum Herbst 1990 war Generalvikar Pelican Mitglied der Kommission und hat sie jedes zweite Jahr, abwechslungsweise mit seinem protestantischen Kollegen, präsidiert. Diese Gespräche haben wesentlich zur Entkrampfung der konfessionellen Spannungen in unserem Kanton beigetragen. Wahrscheinlich nur die ältere Generation, die noch die kulturkämpferischen Zustände der vierziger Jahre miterlebt hat, kann diesen Beitrag richtig einstufen.

Kenner und Förderer kirchlicher Kunst

Einen Ausgleich, der sich durch die Jahrzehnte zum Lebenswerk entfaltete, war seine Beziehung zur kirchlichen Kunst. Diese reichte vom Andachtsbildchen bis zur grossen Barockkirche. Sein feines ästethisches

Empfinden und das daraus erwachsende Interesse wurden bereits an der Klosterschule gefördert. Während seiner späteren Ausbildung in Rom hatte Sur Giusep Pelican Gelegenheit, die grossen christlichen Kunstwerke von der Spätantike bis zur Renaissance kennen zu lernen. So war er später bei vielen Kirchenrenovationen nicht nur ein kundiger Berater, sondern ihr eigentlicher Förderer. Auch hat er während einigen Semestern Kunstgeschichte an der hiesigen theologischen Fakultät doziert.

Kustos der Kathedrale und Dompropst

Seit 1967 gehörte Sur Giusep Pelican als Sextar zum Domkapitel. Als Custos seit 1972 und noch mehr in den letzten sieben Jahren als Dompropst wusste er sich für die Kunstschätze und den baulichen Zustand der Kathedrale verantwortlich.

Vor bald 70 Jahren hatte Christianus Caminada als Custos zusammen mit Architekt Sulser den Churer Dom von den allzu zeitbedingten Zutaten des 19. Jahrhunderts befreit und einer umfassenden Renovation unterzogen. Heute ist eine weitere Renovation und Restauration dringend geworden. In jahrelanger sorgfältiger Arbeit hat Dompropst Pelican diese vorbereitet. Noch auf dem Krankenbett drückte er seine Freude aus über den guten Abschluss der Vorarbeiten. Doch befürchtete er, die widrigen Zeitumstände könnten den Baubeginn zum Schaden dieses einzigartigen Denkmales allzusehr hinauszögern.

Bereits 1972 hatte er am reich illustrierten Werk über diese Kirche mitgearbeitet. 1988 schrieb Dompropst Pelican in einem kurzen Aufsatz im Churer Marienbuch zur Stellung der Kathedrale in der rätischen Kirchenkunst, diese wäre kräftig genug gewesen, religiöse und künstlerische Einflüsse aus Süden und Norden in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, ohne die eigene Identität preiszugeben. Diese Feststellung gilt auch für ihn ganz persönlich.

Förderer Rätoromanischer Kultur

Sein Interesse und der Einsatz für die kulturellen und geistigen Werte unserer engeren Heimat galt neben der sakralen Kunst vor allem seiner romanischen Muttersprache. Wohl angeregt durch seinen Priesteronkel wurde dieses Interesse von Kantonsschullehrer Raimund Vieli gefördert, der, wie Gion Deplazes in seinem Nachruf im BT bemerkt, seine Sommerferien regelmässig auf Bubretsch verbrachte. Hier befanden sich auch viele alte Dokumente, die dem interessierten Studenten den Wert alter Schriften vor Augen führten und ihm ein Gespür vermittelte, Unbekanntes aufzustöbern. So fand er während seiner Studien in Rom Briefe von Jörg Jenatsch und rettete in Bubretsch solche des Ehepaars Röntgen.

Später fühlte sich Sur Giusep in seinen Bemühungen um die romanische Muttersprache durch seinen Bischof und engeren Landsmann Caminada bestätigt. 1938 schrieb der damalige Domdekan und Generalvikar Caminada im Vorwort zum ersten Faszikel des Dicziunari rumantsch grischun «Den eigenen Mutterlaut (das Wort «vierv» wird im Surselvischen vornehmlich für Gotteswort verwendet) verlieren oder zerstören lassen, bedeutet die Seele eines Volkes oder Nation töten.»

Generalvikar Pelican ist die Gründung und Aufbau einer eigenen romanischen Bibliothek auf dem Hof, wohl die vollständigste dieser Art, zu verdanken. In späteren Jahren hat er in sorgfältig aufgebauten Ausstellungen Teile dieser Schätze einer interessierten Öffentlichkeit vorgestellt. Die Romania hat dem feinsinnigen Förderer unserer örtlichen Kultur 1989 zusammen mit Tista Murk die Ehrenmitgliedschaft verliehen. Als Sammler sah Sur Giusep im Buch und im Kunstwerk stets auch den Menschen. So hatte er auch viel Verständnis für die Volksfrömmigkeit. Zeuge dafür ist seine Sammlung von mehr als 100 000 Andachtsbildern aus drei Jahrhunderten, die er vor wenigen Jahren in einer Ausstellung vorgestellt hat.

Der Abschied

Auf seinen 65. Geburtstag hin bat der Verstorbene Bischof Vonderach um seine Entlassung als Generalvikar. Er freute sich, seine Kräfte auf die Restaurierung der Kathedrale konzentrieren und sich seinen kulturellen Neigungen widmen zu können. Auch betreute er weiterhin die Pfarrei Maladers.

Mit grossem Kunstsinn hatte er die alte Dompropstei auf dem Hof renoviert und geschmackvoll als Alterssitz eingerichtet. Nach einer Operation im März 1992 wusste er, es sollte nicht so sein. Nach seiner Entlassung aus dem Spital dankte er in einem Brief allen, die ihm während seiner Erkrankung beigestanden waren, und nahm gleichzeitig von ihnen Abschied. Es standen Sur Giusep noch schwere Wochen bevor. Am 2. Juni wurde er von seinem schweren, mit christlicher Ergebung und festem Glauben ertragenen Leiden, umsorgt von seiner langjährigen, treuen Haushälterin und seiner Familie, erlöst. Auf die tiefreligiöse Seite seines Wesens hat sein früherer Mitschüler und späterer Mitbruder im Domkapitel, Hans Rossi, in einem feinfühligen Nachruf in der BZ diskret hingewiesen.

Am Abend des 4. Juni nahmen an einem von Bischof Wolfgang Haas zelebrierten Trauergottesdienst die Katholiken von Chur, seine Pfarrkinder aus Maladers und der bischöfliche Hof Abschied vom toten Dompropst. In Erfüllung seines Wunsches wurde er andern Tages nicht im Schatten «seiner» Kathedrale bestattet, sondern auf dem kleinen Gottesacker bei der Sankt Plazikirche in Surrein. So schloss sich für Gion Giusep Pelican der Kreis des irdischen Werdens, Seins und Vergehens in der Hoffnung auf eine Auferstehung.

Als gütiger Freund lebt er in unserer Erinnerung weiter.

Constant Wieser

Alt Kantonsforstinspektor Balz Rageth-Seglias

1921–1992

Am 16. August 1992 ist Balz Rageth nach langer, schwerer Krankheit in seinem 72. Lebensjahr verstorben. Ein reicherfülltes Leben ist zu Ende gegangen, ein Leben für die Familie, aber auch für die örtlichen Vereine und in hohem Masse ein Leben für den Bündner Forstdienst.

Balz Rageth wurde in Domat/Ems geboren und hat sich dort während seiner Jugendzeit neben der Schule aktiv im Fussball- und Eishockeyclub sowie im Tambourenverein engagiert. Die Berufsausbildung führte in der Folge über die Mittelschule zum Studienabschluss an der ETH, wo er 1948 als Forstingenieur diplomierte. Nach den Studienjahren in Zürich kehrte Balz Rageth wieder in den Kanton Graubünden zurück, wo er vorerst 2 Jahre als freierwerbender Forstingenieur arbeitete. Danach folgte eine dreijährige Anstellung als technische Aushilfe beim Forstinspektorat, wobei er vorwiegend Lawinenverbauungsprojekte als Folge des schweren Lawinenwinters 1951 im Raume Curaglia und Trun bearbeitete. In dieser Zeit der ersten Praxisjahre fiel das Kennenlernen und 1953 die Heirat mit Menga Seglias. Dieser Ehe entsprangen vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter. Neben seinem Beruf war für Balz Rageth die Familie etwas überaus Wichtiges. Er legte grossen Wert darauf, dass die Kinder auch eine gute Ausbildung erhielten. Dabei ging es ihm nicht darum, Druck auf die Kinder auszuüben, sondern er liess sie spüren, dass eine gute Schule etwas wichtiges für das spätere Berufsleben sei.

Nachdem er 1954 für kurze Zeit die Forstverwaltung in seiner Heimatgemeinde Domat/Ems betreut hat, wurde er im gleichen Jahr als Kreisförster nach Trun gewählt. Diese Tätigkeit als Kreisförster übte er bis 1965 aus. In diesen Jahren waren neben den rein forstlichen Arbeiten sehr grosse Verbauungsarbeiten in den Lawinenanrissgebieten zu projektieren und auszuführen. In diesem technischen Spezialgebiet hat Balz Rageth sich in der Folge ausserordentliche Kenntnisse

angeeignet, die er später auch in der Expertengruppe für Lawinenverbau oder in der Expertengruppe für forstlichen Strassenbau sehr gut anwenden konnte.

In der Trunser Zeit hat sich Balz Rageth jedoch auch immer wieder für die örtlichen Vereine eingesetzt. So engagierte er sich beim Aufbau des Eishokkeyclubs und war selbst aktiver Schütze, wo er speziell im Pistolenschiessen gute Resultate erzielte.

Mit dem beruflichen Wechsel 1965 an das Forstinspektorat als Sektionschef des Projekt- und Bauwesens kehrte die Familie Rageth wieder in die Heimatgemeinde Domat/Ems zurück. Nach einem 4jährigen Einsatz an der Zentrale in Chur folgte 1969 die ehrenvolle Wahl zum eidgenössischen Forstinspektor nach Bern. Während 10 Jahren betreute Balz Rageth in der Folge mit viel Sachkenntnis und gütiger Autorität die forstlichen Arbeiten in den Kantonen Graubünden und Glarus. In Kenntnis seiner als eidgenössischer Forstinspektor sehr geschätzten Fähigkeiten wurde er 1979 in die Dienste des Kantons Graubünden zurückberufen und zum Kantonsforstinspektor gewählt. Diese anspruchsvolle Tätigkeit übte er bis zu seiner Pensionierung Ende 1985 aus.

Obwohl sich der Verstorbene mit zunehmendem Alter weniger für die Vereine engagierte, war er in Domat/Ems für den Fussballclub tätig. Dennoch konzentrierte sich sein Einsatz immer mehr auf den Beruf und die Familie. Speziell beliebt waren in dieser Zeit immer wieder seine Schnitzelbänke, die er an Vereinsanlässen zum besten gab. Zur Abfassung dieser liess er sich von seinem Lieblingsautor, Erich Kästner, inspirieren.

Bei seiner Pensionierung 1985 konnte Balz Rageth mit Stolz auf sein Werk zurückblicken. Menschlich und fachlich anerkannt bei seinen Berufskollegen, erfüllte er innerhalb der Familie die Pflichten so, dass diese Seite nicht zu kurz kam. Bei der Würdigung seines forstlichen Wirkens muss hervorgehoben werden, dass er sich stets und mit Nachdruck für die Interessen des Gebirgswaldes eingesetzt hat. Ein bleibendes Zeugnis ist der Bericht: «Unser Wald, von allen geliebt, von den meisten verkannt», an dem er massgeblich mitgearbeitet hat und vor allem auf die Notwendigkeit der finanziellen Unterstützung im Gebirgswald hingewiesen hat. Trotz der grossen Belastung hatte er Zeit für die Sorgen seiner Mitarbeiter, speziell auch der Revierförster, für die er mitfühlte und deren Sorgen auch zu lösen half. Eine grosse Belastung und Sorge für den Kantonsforstinspektor Balz Rageth war die Zeit der 1982 auftretenden Waldschäden. Dies traf ihn nicht nur zeitlich, sondern auch gedanklich. In diesem Zeitraum begann sich auch sein Lungenleiden vermehrt und stärker bemerkbar zu machen. In wie weit die berufliche Belastung den Krankheitsverlauf beeinflusste, ist schwer abzuschätzen. Er kämpfte gegen die Krankheit und zeigte vieles nicht nach aussen. Gewiss begrenzte diese Krankheit seinen Wirkungskreis zusehends. Trotzdem gelang es Balz Rageth nach seiner Pensionierung, sein Leben ohne grössere Verpflichtungen zu geniessen. Lesen und kleinere Ausflüge waren noch möglich. Seine letzte grosse Arbeit bestand darin, eine Chronik auf die Familie Rageth mit Photos zu verfassen, die grossen Anklang fand.

Im letzten Lebensjahr, das mit grösseren Spitalaufenthalten verbunden war, bereitete ihm sein erstes Enkel-

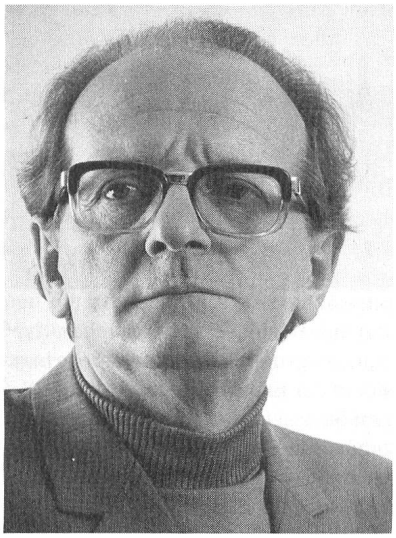
kind Onna grosse Freude, und die zahlreichen Besuche vermochten sein Leiden etwas zu lindern.

Alle, die Balz als Freund oder Kollegen gekannt haben, hätten ihm nach seiner wohlverdienten Pensionierung noch viele unbeschwerte Jahre im Kreise seiner Familie gegönnt. Leider sollte es nicht sein. Am 16. August 1992 schloss Balz Rageth für immer die Augen. Zurück bleibt Trauer und die Dankbarkeit für all das, was der Verstorbene für uns geleistet hat.

Andrea Florin

Tista Murk

Es wäre mir ein leichtes, eine umfassende Würdigung des Lebenswerks Tista Murks zu verfassen. Es fällt mir aber schwer, diesen kurzen Nachruf zu schreiben. Wir sahen uns eher selten. Aber jedes Wiedersehen war eine Begegnung besonderer Art, ein Geschenk, ja, denn er schenkte einem jedesmal etwas Kostbares: einen guten Zuspruch, sein herzhaftes Lachen, einen wertvollen Rat. Wie durch ein Handauflegen konnte er einem das Zögern nehmen und eine eventuelle Unentschlossenheit, denn er lebte nach dem Sinnspruch: Frisch gewagt, ist halb gewonnen. Sein positives Denken war ansteckend. Damit ist er selber gut gefahren, denn er hat persönlich viel erreicht, aber er hat vor allem der Rumantschia unersetzliche Dienste geleistet. Wenn man bedenkt, wie eng die Kirchturmspolitik in Romanisch Bünden zuweilen sein kann, muss man seinen Mut, sein Engagement für Innovationen regelrecht bewundern. Und die Art, wie er seine Überzeugung verfocht, war eben aussergewöhnlich. Seine Verve, seine Begeisterung, sein Schwung rissen viele mit. Er konnte zuweilen auch provozieren, aber er tat es mit Charme, und sein absoluter Glaube an die Wahrheit der von ihm vertretenen Sache, konnte meistens überzeugen. Gelang es ihm einmal nicht, eine Trutzburg der Sturheit zu stürmen und zu brechen, gab er sich nie geschlagen, er kämpfte vielmehr mit ungebrochener Vitalität weiter, mit beispielhafter Hingabe. Sein quicklebendiges Temperament hatte er geerbt, es war also nicht sein Verdienst, wohl aber der Gebrauch desselben zur Verwirklichung eines Ideals, der Verteidigung der romanischen Kultur und – eben – ihre Weiterentwicklung. Stillstand war für ihn gleich-



bedeutend mit Rückschritt oder sogar mit musealer Versteinerung. In seinen letzten Lebensjahren befasste sich Tista Murk ernsthaft mit der rom. Einheitssprache Rumantsch Grischun. Er ist einer ihrer engagierten, wenn nicht sogar streitbaren Verfechter geworden.

Jon Battista (Tista) Murk wurde am 15.4.1915 als 15. Kind in Müstair geboren, wo er die Primarschule besuchte. Das Gymnasium absolvierte er in Disentis/Mustér und Sarnen, um darauf an den Universitäten Fribourg, Paris und Bern Philologie zu studieren. Neben seiner Arbeit als Kantonsbibliothekar setzte er sich mit Rat und Tat für das romanische Theater und für das romanische Radio ein. 1938 gründete er für sein Heimattal die Zeitschrift «Il giuven Jauer», die im 1969 mit dem Fögl Ladin fusionierte. Im 1946 schon gründete er mit einigen Schriftstellerkollegen zusammen den rom. Schriftstellerverein (Uniun da Scriptuors Rumantschs – USR), dem er bis 1950 vorstand. Von 1969 bis zu seiner Pensionierung war er Direktor der Schweizerischen Volksbibliotheken in Bern. Tista Murk verschied am 18.8. 1992 in Trun. Anlässlich der Abdankung wurden seine Verdienste gebührend gewürdigt.

Man behauptet allzu leichtherzig, jeder Mensch sei ersetzbar. Einen solchen Inspirator und Animator, wie Tista Murk es war, findet man jedoch nicht so schnell wieder, zumindest nicht in einer Minderheit. Sein bedeutendstes Verdienst ist wohl das des Brückenbauers zwischen den einzelnen romanischen Idiomen gewesen. Tista Murk bewies damit, dass sich die Romanen verschiedener Idiome mit gutem Willen sehr wohl verständigen können. Als er sich nach seiner Pensionierung als Direktor der Schweizerischen Volksbibliothek in der Surselva niederliess – er, der gebürtige Münstertaler – bewies er zudem, dass sich ein Romane überall in der Rumantschia heimisch fühlen kann.

Als «ambulanter Radiomann», als Berichterstatter im wahrsten Sinn des Wortes hat er mit seinem «Viagiond cul microfon» unersetzliche Dienste für die gegenseitige Verständigung zwischen den Romanen geleistet. Er liess sich auch durch den Argwohn vieler diesem Unterfangen gegenüber nicht beirren. Und als sich ein eindeutiger Erfolg abzeichnete, konnte ihm auch die Missgunst wenig anhaben. Er ging immer den Weg, den er als den richtigen erachtete. Dabei wurde er von seiner treubesorgten Frau Tilda tatkräftig unterstützt. Sie hat ihrem zuweilen ungestümen Mann in schwierigen Zeiten stets Halt verliehen.

Tista Murk war imstande, andern eigene Ideen zur Verwirklichung zu überlassen und dann uneigennützig auf das «geistige Urheberrecht» zu verzichten. Eine solche Geisteshaltung ist eine Seltenheit und kann dementsprechend nicht genug gewürdigt werden. So «schenkte» er auch auf dem Gebiet der Literatur manchem das Gefühl, selber auf einen Gedanken gekommen zu sein.

Allgemeine Kulturvermittlung war für ihn ein zentrales Anliegen. Vor mir auf dem Büchergestell sehe ich die Reihe seiner Publikation von Theater-

stücken «La scena». Darunter befinden sich viele seiner eigenen aussagekräftigen Stücke. Und was er als Regisseur für das romanische Laientheater geleistet hat, kann nicht genug geschätzt werden. Er konnte die Spieler für ihre Aufgabe begeistern, wohl auch aus dem Grunde, dass er bei der Inszenierung im eigentlichen Sinn des Wortes mit Leib und Seele dabei war.

Tista Murk hat auch Lyrik und Prosa verfasst. Nach den zwei Erzählungen «Il chavrerin» und «Spinai», in der er die zuweilen stickige Atmosphäre des «geheimen» kleinen Dorfes Spinai packend schilderte, publizierte er 1945 im Gedichtband «Prüms prüjs» (Die ersten Knospen) vor allem Liebesgedichte. Tista Murk kann in dieser Sparte der romanischen Lyrik wohl als Wegbereiter gelten. Er hat als erster romanischer Dichter die Hemmschwelle zur Liebeslyrik wirklich überschritten und damit einen frischen Wind in die ladinische Literatur gebracht. Der Literaturprofessor R. R. Bezzola fragt sich, ob er dabei seinem Landsmann, dem grossen Humanisten Schimun Lemnius, gefolgt sei. Diesem hat Tista Murk ein Drama gewidmet. Bezzola stellt wohl gewisse stilistische Mängel in den Gedichten fest, würdigt aber zurecht ihre Frische und ihre Unmittelbarkeit. Eine eigenartige persönliche Tonalität kommt auch in den andern Gedichten zum Ausdruck, so zum Beispiel in den Gedichten mit traditionellen Motiven wie die Jahreszeiten und Leben und Tod. Die Musikalität dieser Gedichte ist so ausgeprägt, dass etliche Komponisten Gedichte von Tista Murk vertont haben.

Grosse Persönlichkeiten wie P. Maurus Carnot und Peider Lansel hatten ihn ermutigt, literarisch tätig zu sein. Seine vielfältigen Aktivitäten, darunter seine schon erwähnte rege Theaterarbeit und die Redaktion der Münstertaler Zeitung «Il giuven Jauer» mögen ihn daran gehindert haben, mehr Prosa und Lyrik zu produzieren. Trotzdem wartet jetzt noch ein ansehnliches Werk auf seine Veröffentlichung, Gedanken, aber keine das Alter verklärenden Weisheitssprüche von der Ofenbank, sondern ein eigentliches Vermächtnis, so privat wie politisch. Einer seiner Schriftsteller-Kollegen fragt sich in einem kurzen Nachruf: «Tista Murk ist nun tot. Werden seine Worte fähig sein, auch weiterhin Feuer zu entfachen, uns wachzurütteln, uns zu stören, uns zu engagieren? Wer wird jetzt, da Tista nicht mehr ist, das Feuer schüren?»

Tista Murk war ein begnadetes Menschenkind. Und er hat es gewusst, und er ist dafür immer dankbar gewesen. Schon sehr früh, spätestens aber mit dreissig Jahren, hatte er es erfasst und in einem Gedicht – vorausschauend – festgehalten:

«La vita m'es statta...»
La vita m'es statt'ün cuntin
amiaivel dutsch sömmi da stà,
meis let d'eir'il müs-chel mulschin,
il cuvel da dialas ma chà.
Uschè n'ha durmi eu sömgiand
in ün muond plain amur e dalet,
restet in gnond vegl ün uffant,
e la glieud disch ch'eu saja poet.

«Mein Leben ist...»
Das Leben ist mir ein andauernder
süsser
Sommertraum gewesen,
mein Bett, ein Mooslager,
und mein Zuhause die Höhle der Elfen.

So hab' ich geträumt
in einer Welt voll Liebe und Freude
und bin dabei ein Kind geblieben,
den sie einen Poeten nennen.

(«Prüms prüjs» – Ediziun dal Giuven Jauer – 1945)

Jacques Guidon

Lic. iur. André-Pierre Brügger

Meinem lieben Freund André-Pierre Brügger, der uns als Opfer eines schrecklichen Flugzeugabsturzes für immer verlassen hat, in diesen Blättern einige Worte des Dankes zu widmen, ist mir ein besonderes Herzensbedürfnis. In den Reihen der Dankenden für all das, was sie von ihm empfangen durften, befinden sich Zahlreiche, neben seiner Ehegefährtin, seinen Kindern und seinen übrigen Familienangehörigen viele Freunde, namentlich aus den gesellschaftlichen und sportlichen Kreisen, mit denen er sich über Jahre hinweg einer frohen und tätigen Gemeinschaft erfreute. Er war, ungeachtet seiner Abstammung aus einer der bekanntesten einheimischen Adelsfamilien, die dem Land seit Jahrhunderten zahlreiche Prominente schenkte, Politiker, Ärzte, Naturforscher, Militärs in höchsten Rängen, von betont schlichter Wesensart. Jeder Dünkel und jedes Vorurteil fehlten ihm. Mit dem einfachsten Menschen fühlte er sich so gut verbunden wie mit jedem andern. Er war herzensgut in seinem Wesen, frohmütig und bescheiden. Was er anpackte, leistete er uneigennützig und ohne viel Aufhebens davon zu machen. Wie viele Stunden seiner Freizeit mag er dem Churer Sport gewidmet haben, der ihm aus Freude am friedlichen Wettkampf am Herzen lag, obwohl er selbst zufolge eines lästigen Knieleidens sich jeder anstrengenden sportlichen Betätigung enthalten musste.

Mir selbst stand der Verstorbene jedoch nicht als Sportbeflissener nahe, sondern als Berufskollege. Noch während seiner juristischen Ausbildung äusserte sein Vater, der frühere Redakteur Dr. Andreas Brügger, den Wunsch, sein Sohn möge dereinst bei

mir, in meinem Advokaturbüro, seine berufliche Tätigkeit aufnehmen. Das hat mich damals gar ein wenig stolz gemacht, denn Vater Andreas und ich hatten unser Heu ja beileibe nicht auf der gleichen Bühne, weder politisch noch konfessionell. Es war also eine heimliche Sympathie, die uns irgendwie verband und die sich denn auch auf den Verstorbenen, als er sich vor zwanzig Jahren mit meinem jungen Partner Victor Benovici und mir verband, sofort fruchtbar wurde. Wie schön gestaltete sich unsere Zusammenarbeit und unser Wirken während dieser zwei Jahrzehnte, die unserer Gemeinschaft geschenkt waren! Obwohl wir wesensmässig erhebliche Unterschiede aufwiesen, kam es zwischen uns dreien nie auch nur zu den geringsten Friktionen. Der Verstorbene war ein guter Jurist von solidem Wissen und hohem Können, kritisch und überlegt. Hätte er den Erfolg und nur ihn gesucht, würde er als Kämpfer einen gefährlichen Gegner für jeden Beteiligten abgegeben haben. Doch seine ruhige Bedächtigkeit hinderte ihn daran, sich irgendwelchen unnötigen oder vermeidbaren Kämpfen auszusetzen. Ihm ging es darum, der Wahrheit zu dienen, und wenn er erkannte, dass seine Mandantschaft selbst diesem Streben nicht zu folgen bereit war, entzog er sich ihr. Dafür galt seine ganze anwaltliche Dienstbereitschaft den vielen Kleinen, auf der Schattenseite des Lebens Stehenden, die um ihr Recht kämpften und sich diesen ihren Kampf fast nicht zu leisten vermochten. Ihnen war er ein verlässlicher, unermüdlicher Beistand. Wieviele Freistunden, Abend- und Wochenendstunden mag er geopfert haben, um den Ansprüchen seiner vielen Klienten zu genügen! Dass er sich daneben zahlreiche Stunden der Erholung, im Freundeskreis und am Jasstisch, gönnte, war ihm gewiss nicht zu verdenken.

Seine etwas reservierte Art, ein Brüggersches Erbstück anscheinend, wenn auch gepaart mit einem feinen Humor und Schalk, der sich freilich nach aussen hin selten manifestierte, doch ihn allezeit zu einer treffsicheren Pointe befähigte, mag manchem Klienten den Zugang zu ihm erschwert haben. Doch wo immer diese Schranke überwunden war, fand der Hilfesuchende im Verstorbenen eine Stütze, die über alle Schwierigkeiten hinweg, wie fast jeder Rechtsstreit sie aufzuweisen pflegt, felsenfest hielt. Er war solcherweise ein pflichtbewusster Akkerer im juristischen Erdreich, und all die vielen, die sich ihm anvertrauten, werden ihn nie vergessen.

André-Pierre Brügger, geboren am 16. Juli 1945, beendete seine irdische Laufbahn am 19. September 1992.

Peter Metz

STEMPEL OECHSLIN AG · FOTOSATZ · OFFSETDRUCK
7001 CHUR · WERKSTR. 2 · TEL. 081/24 53 83 · FAX 24 85 35
STEMPEL
oechslin
chur
OFFSETDRUCK
Werkstr. 2 Tel. 081/24 53 83
Fax 081/24 85 35
TEL. 081/24 53 83 · FAX 24 85 35 · WERKSTR. 2 · 7001 CHUR
STEMPEL OECHSLIN AG · FOTOSATZ · OFFSETDRUCK

A. CALUZI, BILDHAUER
empfiehlt sich für
Grabdenkmäler
und sämtliche
Steinmetzarbeiten
Persönliche Beratung und
Preisofferten unverbindlich.
7403 Rhäzüns
Telefon 081/37 10 43 oder
081/37 12 25